

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Zeitung für die Oberschicht



Zpukie

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
2. Jahrgang 1922

Gest 10

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Wir nennen hier einige Mitarbeiter der bisher erschienenen Hefte:

I. Jahrgang:

Hest 1: D. Kalweit, Adelbert Matthaei, Max Hildebert Boehm, Ludwig Bäte, Ernst Petersen, Bruno Pompecki.

Hest 2: Ernst Schulze, Konrad Clerc, Richard Tromme, Woldemar von Seldlitz, Thilo Kiefer, Heinrich Zerkulen, Werner Allian von Tryller, Karl Demmel, Kopernikulus.

Hest 3: Sonderausgabe „Danzig“.

Hest 4: Hanns Martin Elster, Geheimrat Spieß, Paul Zech, Hans Becke, Kurt Adami, Paul Knösel, Arthur Lauden, Konrad Hahn, Wolfgang Greiser.

Hest 5: Sonderausgabe „Königsberg“.

Hest 6: von Holst, Carl Lange, W. la Baume, Kloppel, Elisabeth Siewert, Walter von Molo, Richard von Schaukal, Paul Feldkeller, Paul Wolf, Paul Richter, Hans Sturm, Erich Klein.

Hest 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.

Hest 8: Willibald Omankowski, Hermann Steinert, Hans Franck, Hermann Dahl, Helene Westphal, Wilhelm A. Jahn, Kurt Bock, Georg Lichten, Franz Alfons Gayda, Hans Benzmann.

Hest 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!

Hest 10: Louis Corinth, Bruno Walter Neumann, Paul Rohrbach, Katarina Bošky, Ernst Hammer, Johannes Schlaf, Luise von Brandt, Paul Enderling, Max Carstenn, Herbert Sackel, C. Steinbrecht, Hans Walter Schmidt, Hans Gäsgen, Walter Hein.

Hest 11: Sonderausgabe „Dichter des Osten“.

Hest 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesienheft“.

II. Jahrgang:

Hest 1: Ludwig Finkh, Will Vesper, Thomas Wilhelm Reimer, Leonhard Schrickel, Eduard Silvester, Fritz Heinz Reimesch, Hanns Fechner, Walther Harich, Edward Carstenn.

Hest 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig.) Danziger Heimatbund.

Hest 3: Franz Mannstaedt, Paul Friedrich, Otto Pringsheim, Johannes Djubiella, E. R. Proschinger, Marie Dedo-Brie, Hugo Socnik.

Hest 4: Sonderausgabe „Memel“.

Hest 5: Hermann Siehr, E. Kleinhempel, Carl Meizner, Anna Pape, Hildegard Voigt, Paul Mahdorf, E. Waldmann, Wilhelm Müller, Maximilian Abich.

Hest 6: Sonderausgabe „Masuren und Ermland“.

Hest 7: Dr. Willy Drost, Otto von Kursell, Wilhelm Kosch, Paul Burg-Schaumburg, Heinrich Leis, Leo Sternberg, Robert Heinz Hengrodt, Paul Schulze-Berghof.

Hest 8: Sonderausgabe „Gefallene Künstler“.

Hest 9: Sonderausgabe „Ostdeutsche Frauen“.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft
Danzig, Langgasse 39/40.

Sprechstunden der Schriftleitung:

Montag nachmittags von 4—6 Uhr in Oliva, Albertstraße 9.
Donnerstag vormittags von 10—12 Uhr, in Danzig, Langgasse 40¹

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Kunst“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

1922

Heft 10

Über Herder und den norddeutschen Geist*)

Von Dr. Willy Drost

Es ist bezeichnend, daß in der Zeit der ersten Freundschaft mit Herder, als Goethe den Goëz und den Faust konzipierte, das gotische Straßburger Münster einen so starken Eindruck auf ihn machte. Er nennt es selbst den „würdigen Hintergrund“ zu diesen großzügigen Entwürfen. In dem kleinen bekannten Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (1772) sieht er sich lebhaft mit diesem Eindruck auseinander, wobei seine Sprache ganz die entthusiastische Dunkelheit und Unruhe des Hamann-Herderschen Stiles angenommen hat. Der mittelalterliche Gegenstand und, während doch Goethe von Leipzig aus durch Döser und Winckelmanns Schriften auf die Antike eingestellt war, der Hauptgedanke: nur die aus dem Volksgrunde emporsteigende wahre und charakteristische Kunst ist auch die schöne Kunst, läßt uns erkennen, wie stark der Verfasser des nordischen Faust damals zu Herders Ideen hineinigte. Dieser Aufsatz wirkt wie ein Vorspiel zu den künstlerischen und geschichtlichen Interessen der Romantik. Und doch, wie verschieden von ihr ist im Grunde die Anschauungsweise der ganz anders angelegten Persönlichkeit Goethes. Ein echter Romantiker hätte erst einmal die religiösen Stimmungswerte empfunden! Auf Goethe wirkt Formales, ihn fesselt die Proportion des Ganzen, die Harmonie der Teile, und so ist sein Aufsatz im Kern eine sachliche Analyse. Über den sombren, entthusiastischen Stil ärgert er sich später selbst. (Dichtung und Wahrheit.) Bald mußte sich Goethe, seiner Natur folgend, anderen Sternen zuwenden.

Herder war durch seine Vermittlung im Jahre 1776 aus dem Bückerger Bürger Eril erlöst und zu größerem Wirkungskreise nach Weimar berufen worden. Hier blieb er mit seiner Familie bis an sein Lebensende wohnen. Bis zu seinem Tode

war er dem Programm getreu, das er auf der denkwürdigen Seereise in phantastischem Über schwange improvisiert hatte. In unzähligen Schriften, Abhandlungen und Rezensionen geht er der Geschichte der Menschen und ihrer Kultur nach, untersucht Poesie und Religion, Sprache und Literatur und veröffentlicht auch eigene Dichtungen, die von einem Innenleben zeugen, das von faustischem Orange erfüllt ist. Das Bedeutendste aber leistet er in der Zusammenfassung seiner vielseitigen historischen Studien zu den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. In allem lebt der, mit dem Goethe des ersten Faust so verwandte Geist, den Menschen in der Gesamtheit seiner Kräfte als eine natürliche Einheit zu fassen, aber als in unendlichen Formen entwicklungsfähig je nach den besonderen Bedingungen des Klimas und der Generation. So geht er die Reihen der Kulturen durch. China, Indien, Ägypten, Griechenland und die nordischen Völker treten auf die Weltbühne auf und wieder von ihr ab. Scharf sieht er sich damit zu Kant in Gegensatz, der hier noch ein echter Aufklärer, die Geschichte nur nach untergeschobenen Endzwecken als eine Einheit sehen kann, und doch entfernt er sich auch von goethischem Geiste, wenn er dabei die moralisch-religiöse Forderung der Unsterblichkeit und des überirdischen Daseins nach dem Tode aufstellt. Daneben trat immer wieder seine Anlage zum Schulmann und Theologen hervor. Von jener zeugen die köstlichen „Schulsreden“, von dieser die theologischen Briefe von 1780 und die reisen Schriften über das Christentum von 1793.

Aber nur streckenweise ging Herder seinen Weg mit Goethe zusammen. Goethes Treiben

*) siehe Heft 7 S. 289.

mit dem Herzoge, das sich aus seiner sinnlich reichen, sprühenden Natur ergab, war Herder von Anfang an fremd. Schon jetzt zeigte sich, daß die Harmonie zwischen dem Sinnlichen und dem Moralischen ihm nicht gegeben war, wie alle von uns genannten Norddeutschen sie nicht besaßen, wobei man allerdings die allgemeine Zeitsströmung in Abrechnung bringen muß. Vor den sinnlich empfindenden Menschen, der in dem, was mit den Sinnen aufgesaßt wird und die Sinne befriedigt, das Höchste immanent sieht, drängte sich die moralische Natur, die zufolge eines längst anerkannten Postulats an eine aller Natur übergeordnete Macht glaubt, das Gute und Rechte erfüllt wissen will und das durch die Sinne Vermittelte sowie die aus den Sinnen entstehenden Gefühle für unzulänglich hält oder verachtet. Das Übergewicht des Moralischen hatte sowohl Gottsched als auch den scharfsinnigen Lessing von einer rein ästhetischen Würdigung abgehalten. Der Dualismus zwischen der sinnlichen und der moralischen Natur sollte in Herders Landsmann Kant eine klassische Form erhalten. Wie stark Herder und Kant sich später befiehden, in der Verehrung des Moralischen und in dem moralischen Gottesglauben standen sie nicht weit auseinander. Von dem norddeutschen Menschen insbesondere gilt, was Herder im Aufsatz „Homer und Ossian“ von den Menschen nördlich der Alpen aussagt, daß im Norden die Natur den Menschen „eine härtere Rinde, dazu mehrere Mühe von außen gab“, dafür aber „eine tiefere Quelle des sittlichen Gefühls aus dem Felsen gehobret“ hat.

Hier liegen in der Persönlichkeit Herders Züge vor, die eine immer größere Entfremdung zwischen ihm und Goethe herbeiführen mußten. Goethe hatte überhaupt seit seinem Weimarer Aufenthalt einen Weg genommen, der beträchtlich von dem in Straßburg unter Herders Führung genommenen abwich. Er strebte weg von der nordischen Form- und Grenzenlosigkeit, vom Gefühlsüberschwange, von dem pantheistisch landschaftlichen Empfinden (*Werther*), von der nordischen Mythologie und damit — weg von Herder. Was für Herder Höhepunkt war und die Achse seines Lebens blieb, das überwand Goethe mit Bewußtheit und tiefem Willen. Gewiß spielen bei der Entfremdung beider Männer rein persönliche Gründe und zufällige Konstellationen des Tages eine große Rolle, aber genug bleibt übrig, um bei der äußerlichen Ähnlichkeit ihrer Ziele und bei dem gemeinschaftlichen Ausgangspunkte ihr Auseinandersetzen symbolisch aufzufassen. Goethe

besiegelte seine Umwandlung mit der italienischen Reise. Die gährende Gefühlswallung des Innern wurde durch die Liebe zu den Dingen der Außenwelt gewissermaßen in Formen geleitet. Durch die Fülle der Welt, den Reichtum der gesetzten Dinge wurde sie von allem Gährenden, Überquellenden befreit. Als charakteristisch für den ersten Teil des Faust kann das öfter angewandte Bild des Meeres gelten, das formlos, unfruchtbar und erhaben ist, dem man keine Zeit und Menschenkultur anmerkt. Goethe ließ den „nordischen“ Entwurf mit dem Hintergrund des gotischen Münsters liegen und wandte sich immer mehr einem Lande zu, wo Licht und Luft die Grenze der Form nicht aufhebt, wo es nicht dämmert und schummert, und vor allem, wo Menschen Jahrtausende lang geformt, gebaut, gedichtet haben und ihre Spuren von der Zeit aufbewahrt sind, Italien. Herder blieb sein ganzes Leben in der Liebe zu den Ossianischen, in Gefühlen schwelgenden Nebeldichtungen treu, auch nachdem ihre Fälschung erwiesen war: Goethe griff mit seiner aufs Sinnliche gerichteten Natur selbst in jener Zeit der ersten Freundschaft mit Herder nicht zur nordischen Mythologie. Er sagt uns später (im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit) klar den Grund. „Aber alle diese Dinge, wie wert ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie auch meine Einführungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschauen, indessen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künstler der Welt in sichtliche, leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge da stand ... Was hätte mich nun gar bewegen sollen: statt der südlichen, genau umschriebenen Figuren, Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen?“ Auch Herder reiste nach Italien, aber nur, um eine Enttäuschung nach der andern zu erleben, um sich noch stärker von den Gebilden der sinnlich-natürlichen Schönheit auf das Feld des Moralischen und des Theologisch-Philosophischen zurückzuziehen.

Das Klassische und das Nordische wurden für Goethe zwei Gegensätze, die er nur gegen Ende seines Lebens zu einer ungeheuren Synthese zu bringen vermochte. Nur mit heftigem inneren Widerstreben nahm er auf Schillers Drängen die Faustdichtung wieder auf. Im „nordischen Winter“ bereitete Goethe „einen Rückzug in dieser Symbol-, Ideen- und Nebelwelt“ vor (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe), er will

„den Tragelaphen Faust los werden, um sich zu einer höheren und reineren Stimmung vorzubereiten“. Das „Barbarische der Komposition“ und der Behandlung quält ihn. Schiller traf sicher das Richtige, als er vom Faust 1798 urteilte: „denn mir schien immer das Unbegrenz-

glücklich harmonischen Natur stehend, zur männlichen Reife. Schiller, dem diese Nichtachtung der Philosophie mißfiel, knüpft eine scharfsinnige Erörterung an diesen Umstand, die auch unsern Gedankengang erhellt (Briefwechsel 1796). Er findet den Grund in dem, was er ästhetische



Kalender Ostmark 1922

Verlag Georg D. W. Callwey, München

Eduard Bischoff: „Der Sämann“

bare das Schwierigste dabei zu sein“. Mit dem Willen zur Objektivität hatte Goethe mit der ersten Komposition des Faust auch immer mehr das Gebiet der über alle Schranken der Sinnlichkeit hinausgreifenden philosophischen Spekulation verlassen. In seinem großen Bildungsroman „Wilhelm Meister“, kommt der Jüngling ganz ohne Philosophie, stets selbstständig in seiner

Richtung nennt: Die gesunde und schöne Natur hat Selbständigkeit und Unendlichkeit in sich, sie braucht also die aus der Spekulation geschöpften Trostgründe nicht, „wie Sie (Goethe) selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Sie hätten ebenso gut auch hinzuzuhängen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten.“

Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Spekulation sich dreht, geben einem sinnlich ausgebildeten Gemüt zwar Stoff zu einem poetischen Spiel, aber sie können nie zu ernsten Angelegenheiten und Bedürfnissen werden.“ Diese Selbstsicherheit der sinnlichen Natur hatte Herder schon bei seiner Ankunft in Weimar Goethe entfremdet. Noch mehr stieß ihn die freie künstlerische Art in der Gestaltung des Lebens nach der italienischen Reise ab. Als Goethe 1795 den ersten Teil des *Wilhelm Meister* veröffentlichte, wo der ästhetisch ausgebildete Mensch zugleich auch als der moralische angesehen wird, da war eine tiefe Kluft zwischen Herder und Goethe aufgetreten. 1796 erschienen nun auch in den Horen und im Schillerschen Musenalmanach die Elegien und venetianischen Epigramme. Von ihrer Veröffentlichung hatte Herder dringend abgeraten, aus eben denselben sittlichen Gründen, die ihn im „Meister“ in scharfer Ablehnung die „moralische Grazie“ vermissen ließ. Wie hoch stand nicht sein Begriff des Rechten und Guten über allem natürlichen Dasein! Wie mündete nicht seine Völker- und Zeiten überbauende Betrachtung in eine theologische Metaphysik, Goethe hingegen haftete schließlich jede Metaphysik als „leere Nachträglichkeit“ (Spr. IV. Abt.). Weshalb? Weil die formwillige Hand ins Leere tastet, weil hier keine Beherrschung und Klarheit von menschlichem Leben aus möglich ist. Von der inneren Musik, von der Naturbeseelung, die ihn den Menschen innerhalb der Landschaft empfunden ließ (*Werther*), kehrte er zu den abgegrenzten Bezirken einfacher, typischer menschlicher Verhältnisse zurück. Und damit zog es ihn gewaltig zu der griechischen Kunst, die sich nicht um differenzierte subjektive Gefühle kümmert, sondern die die Mannigfaltigkeit der menschlichen Erscheinungen auf einfache Idealsformen, Typen bringt. Er verachtete das Nordische — malerisch Verworene. Ihm sprach daraus ein unbewusstes Leben: „in der Wüste eines düsteren Zustandes“. Wie Herder sich immer wieder in den Mutterwohl der Natur, in den primitiven Urzustand eines Volkes zurückversetzte und mit feinsten Organen die schwanken Gestaltungen dieses gleichsam unbewussten Geistes erfuhrte, so wandte sich Goethe hinaus zu den fertig dastehenden geschlossenen Bildungen eines kultivierten Willens. —

Und nun ist ein Umstand eigentlich, der uns an Erörterungen des ersten Teiles dieses Aufsauges anknüpfen läßt, daß in dem Maße, wie Goethe sich zur Form, zum klassischen hinneigte, ein anderer Norddeutscher für ihn bedeutsamer

wurde: J. J. Winckelmann. Bei der Erwähnung dieses Mannes drängt es sich auf, ein Fragezeichen hinter die Methode zu setzen, eine Milieuthorie im H. Taineschen Sinne grob und schematisch anzuwenden, das heißt, aus den physischen Vorbedingungen des Lebens die geistigen Werke einer überragenden Persönlichkeit „erklären“ zu wollen. Wie notwendig es ist, die abgelösten geistigen Werke im Zusammenhang mit dem physischen Milieu zu sehen, umzudeuten, zu erkennen, verständlich zu machen, so oberflächlich und vergewaltigend wäre es, sie daraus erklären zu wollen. Man versuche nur, Winckelmann aus dem Boden und der Kultur der nordischen Mark — nicht wesentlich verschiedene Bedingungen, als wie sie für Herder in Betracht kamen — erklären zu wollen. Winckelmann wurde als Sohn eines Schuhflickers in dem ärmlichen düsteren Stendal geboren, drückte sich in den anwürdigsten Verhältnissen als untergeordneter, unschöner Schulmeister jahrelang herum, bis er in Rom seine eigentliche Lebensaufgabe erfüllen konnte: Den Barock- und Rokokogeschmack seiner Zeit zu der edlen Einfalt und stillen Größe der Griechen zurückzuführen und damit den großen produktiven Geistern seiner Zeit den Weg zu einem freien Menschlichkeitsideal zu ebnen. Wie ein Winckelmann in Stendal möglich wurde, wird ewig ein Rätsel bleiben. In seinem glänzenden Werke über „Winckelmann und seine Zeitgenossen“ geht C. Justi auch von Winckelmanns Geburtsstädtchen aus und versucht die Beziehungen zu seiner Heimat herzustellen, so dem Eindruck des alten Backsteindomes die erste Erweckung eines geschichtlichen Sinnes zuzuföhren. Aber es ist vergebens, den Sinn der Persönlichkeit Winckelmanns aus dem Geiste des Nordens herleiten zu wollen. Das Eine könnte man vielleicht sagen, daß nur diese öde physische Heimat einen Menschen so unbefriedigt und sehnfützig nach einer idealen Heimat blicken lassen könnte, ihn so mit allen Fasern seines Herzens in den absoluten Gegenpol seines Milieus, in eine harmonische, sinnliche Natur und Kultur sich versenken lassen könnte. Daß Winckelmann in Stendal geboren wurde, erscheint als ein „Versehen, vom Schicksal bei seiner Geburt begangen“, seine Fahrt nach Rom aber und die Wahl dieser neuen Heimat als die freie Berichtigung jenes Versehens. (Vergleiche Justi, Bd. 2, S. 3.) Wenn wir also Herder als Symbol des norddeutschen Menschen der harmonischen, nach dem Süden gerichteten Natur Goethes gegenüberstellen, so müssen wir dessen

eingedenk bleiben, daß in seiner neuen Bildungs-
epoch nach den Sturm- und Drangjahren für
Goethe der norddeutsche Windelmann die In-
karnation dessen war, was er antik nannte, ein
Zeichen für die weiten Grenzen der Einfühlungs-
möglichkeit norddeutschen Geistes. Wer die von
uns angedeuteten nordischen Züge bei Winckel-

viel mehr moralisch als ästhetisch ist. Er wird
wie Wilhelm Wähold (Zeitschr. f. Ästhetik XV, 2)
Windelmann zu der Gruppe jener nordischen
Hellenen, der sinnlich übersinnlichen Freier um
antike Schönheit rechnen, die durch Namen wie
Carstens und Thorwaldsen bezeichnet werden,
und schließlich ebenso urteilen: „Goethes Durch-



Kalender Ostmark 1922

Verlag Georg D. W. Callwey, München

Eduard Bischoff: „Auf dem Galtgarben“

mann suchen will, wird sie auch dort finden. Ihm wird zu denken geben, daß Windelmanns Lieblingslektüre auch in Rom die protestantischen Gesangbücher blieben, er wird auf Windelmanns Vorliebe für die Allegorie, auf das Versagen seiner Sinne bei Farbe und Landschaftsdarstellung im Gegensatz zu seinem feinen Empfinden für Sprache und Sprachrhythmus und vor allem auf den viel zu wenig bedachten Sinn der Worte „edle Einfalt und stille Größe“ hinweisen, der

fränklichkeit mit naiver, antikischer Sinnlichkeit war ihm nicht geschenkt.“ Dann wird sich doch mancher Faden zu Herder herüberspinnen lassen, und vom Milieu aus gesehen wird manches, wird neues Licht auf die komplizierte Gestalt Windelmanns fallen können. Goethe fand in späteren Jahren den Weg zur mittelalterlichen deutschen Kunst zurück, sowohl in der Literatur als auch in der Baukunst, wo Sulpiz Boisserée anregend auf ihn wirkte, aber seine ganze Liebe

gehörte doch den Griechen, und an diese seine Geisteströmung schloß sich vornehmlich die Künstlerübung seiner Zeit an. Man bestrebte sich, den edlen Umriss griechischer Plastik zu linearen Kompositionen zu verarbeiten. Im Gegensatz zu dieser klassizistischen Richtung befand nun Herder auch das Organ für die Malerei, für das immaterielle Weben von Licht und Dunkel, das die fassbare Grenze und klare Form der Dinge verwischt, wenn es seinen eigensten Reiz entwickelt. Das hängt mit der tiefsten Verschiedenheit der Weltaußaffnung zwischen ihm und Goethe zusammen, die Suphan in einem schon 1887 gehaltenen Vortrage auf Grund von Goetheschen Worten charakterisierte. Goethe sah, Herder aber hörte in die Welt hinaus. Herder befand das feinere musikalische Empfinden; und das gehört dazu, um die poetischen Regungen der Naturvölker zu erlauschen, um in einer klassizistisch gesinnten Zeit das zauberhafte Weben des Lichts in der Malerei zu würdigen. Nur in dieser musikalischen Innerlichkeit, in dem Hell-dunkel der Stimmung konnte er die Gestalten der nordischen Mythologie und Poesie anerkennen, denn er wußte wohl um ihr unbildliches Wesen und sprach es noch vor Goethe aus. (Im Aufsatz „Homer und Ossian“, Suphan Bd. 18, S. 456.) „Wer Götter und Helden bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist eine Gestalt wie die andere und für den Künstler eigentlich keine gezeichnet. Der Maler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schöpfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung und das Hell dunkel der Situation anwenden.“ „Die intensive Kraft des Gesanges, wie wohl in einem engeren Kreise, ist Ossians, die offensive, im weitesten Felde der Mitteilung bleibt Homers großer Vorzug.“ Herders musikalisch empfindende Seele konnten die „Wolken- und Glanzerscheinungen“ der „Nebelgestalten Ossians“ ebenso „innig rühren und bezaubern“ wie die „körperlich dasehenden“ Götter und Menschen „in Homers Sonnenwelt“. (Siehe den ersten Entwurf „Homer und Ossian, Söhne der Zeit“. Suphan, Bd. 18, S. 463.) Sein musikalischer Sinn befähigte ihn, Zeiten und Länder zu überblicken, den Zusammenklang aller menschlichen Fähigkeiten und Gestaltungskräfte zu einem Ideale, der wahren Humanität gleichsam zu erhören. Wir fühlen das Schwerengewicht seiner Veranlagung in der Gegenüberstellung des Auges und Ohres („Briefe zur Förderung der Humanität“. Suphan, Bd. 18, S. 27), wie ja Herder so gern vom Organismus,

von der Physiologie des einzelnen Sinnes ausgeht: „Das Auge ist... der kälteste, der äußerlichste und oberflächlichste Sinn unter allen; er ist aber auch der schnellste, der umfassendste, der hellste Sinn; er umschreibt, teilt, bezirkt und übt die Künste für alle seine Brüder. Das Ohr dagegen ist ein zwar tiefspringender, mächtig erschütternder, aber auch ein sehr abergläubischer Sinn. In seinen Schwingungen ist etwas Unabzählbares, Unermeßliches, das die Seele in eine süße Verträgung setzt, in welcher sie kein Ende findet.“ Ohr und Auge gehören zwar zusammen, aber sie wirken nicht auf das äußere Künstlerauge, sondern den inneren Sinn, und wir sehen an anderer Stelle (S. 140), wie diese Bevorzugung des Innerlichen auch in bezug auf das Kunstschaaffen in ein ethisches Ideal mündet: „Und zu jenem inneren Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menschen Gemüth, moralische Natur, mithin bei dem Dichter vernünftige, humane Absicht.“ Aber wohl aus innerster Selbsterkenntnis fügt Herder bei der Charakterisierung beider Sinne warnend hinzu: „Behüte uns also die Muse vor einer blohen Poesie des Ohres ohne Berichtigung der Gestalten und ihres Maßes durchs Auge.“ Denn Herder mangelte die plastische Gestaltungskraft eines Goethe. Er sah nichts in Italien, sondern zog sich auf die moralische Grazie zurück.

Wenn unsere zurückschauenden Augen sich von beiden Männern die Idealbilder vergegenwärtigen, so sehen sie Goethe als den Mann, der auf römischen Ruinen stehend mit ruhigem, sinnlich zufassendem Blick nur die Gegenwart und das einfach Menschliche poetisch umformt. Ein Idealbild von Herder wäre unbildlich wie die von ihm geliebten Gestalten der nordischen Mythologie. Es müßte ihn in der Wirklichkeit durchlebten Situation zeigen, deren Erinnerung ihn noch viele Jahre später tief ergriff: „auf scheiternden Schiffen, das kein Sturm und keine Flut mehr bewegte, mit Meer bespielt, und mit Mitternachtswind umschauert“, während er die düsteren Gesänge von „Fingal las und Morgen hoffte...“

Herder mußte im Laufe der Jahre in Weimar hinter anderen zurücktreten. Aus dem Dreibund Goethe-Schiller-Herder schied er bald als der Unproduktive, um verbittert dem einzigartigen Zusammenarbeiten beider Dichter zuzuschauen. Auch aus dem heftigen Kampfe, den er mit den beiden Bänden der „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft“ 1799 gegen seinen ehemaligen Lehrer Kant eröffnete, ging er nicht ruhmvoll hervor. Noch mehr schadeten ihm die drei Bände-

chen der „Kalligone“, die er gegen Kants Kritik der Urteilskraft schrieb. Aber es blieben ihm noch viele Freunde und auch der tiefste Anteil dieser Männer, als er 1803 aus dem Leben schied. — Herder hat sein eigenes Schicksal als das Schicksal des modernen Menschen überhaupt

verloren haben, indem wir statt der Schranken unserer Natur und unserer Kräfte so gern das Unendliche im Sinne haben. Unsere Metaphysik und Wortphilosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur sind, kennt keine Schranken, und so sinken



Kalender Ostmark 1922

Professor Karl Storch: „Flüchtlinge“

Verlag Georg D. W. Callwey, München

im Gegensatz zum Griechen empfunden. Uns steigen die Bilder seiner nordischen Heimat auf, sein faustisches Ringen, die Fülle all seiner unvollendet gebliebenen Schriften, die den ganzen Erdball durchmessen und Welt und Gott zum Gegenstande haben, wenn wir bei ihm lesen: „es scheint, daß wir diesen sanften Umriß eines menschlichen Daseins ziemlich aus den Augen

wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Asche zusammengenommen, ohne Form des Geistes und des Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit, die wir doch wirklich erreichen konnten.“

Mag Herders persönliches Leben und Wirken indessen auch den Anschein eines Unterliegensch,

eines abflauenden Endes erwecken, wir werden eines anderen belehrt, wenn wir den Lauf der Geschichte weiter verfolgen. Wenn uns heute die Wirksamkeit von Herders großen Gedanken nicht in ihrer ganzen Bedeutung zum Bewußtsein kommt, so liegt es nur daran, daß sie ganz in die Zeit eingegangen und uns selbstverständlich geworden sind. Was auch immer wir von Herders Leitgedanken verfolgen, hat eine Zukunft gehabt, das heißt, den Gang der geistigen Entwicklung des 19. Jahrhunderts bestimmt. An sein musikalisches Feingesühl, seinen Sinn für Malerei, seine historische Toleranz schließt sich als erster des Kreises der Romantiker Wackenroder an. Trotz des Rückhaltes an Goethe sank die klassizistische Strömung zusammen. Ein neues malerisches und landschaftliches Empfinden kam in der Kunst auf. Der musikalische Sinn steigerte sich, die Musik erfuhr durch Wackenroder und die Romantiker eine enthuastische Würdigung, wie sie von Herder mannigfaltig vorbereitet war. Ebenso beschritt die Dichtung durchaus den Pfad des Gefühles und bestrebt sich, das seelische Leben in möglichster Vertiefung auszusprechen, wobei es ihr unmöglich wurde, ein größereres Kunstwerk in geschlossener Form zu bilden. Gerade nach den von uns angenommenen Gesichtspunkten muß Herder unbedingt als Eröffner, als Vater der deutschen Romantik gelten. Der tief innerliche, musikalisch webende, unplastische Geist der Romantik, der ihre schönste Blüte, das einfach volkstümliche Lied erstehen ließ, gehört zu den bestimmenden Zügen Herders, wie wir es gerade in der Gegenüberstellung mit Goethe sehen. Herder hoffte ja die Schönheit des Volksliedes erst erschlossen. Daß es etwas gibt, das Herder vom Kreise der Romantiker unterscheidet, ist offenbar, und wir erinnern uns an die Gegenüberstellung der norddeutschen erhabenen Landschaft und der süddeutschen anmutig reichen zu Anfang dieses Aussahes. Der Gegensatz von Milieu und Generation, den wir dort auffstellen, scheint sich auch noch in dem geistigen Wirken Herders zu zeigen, dessen Kühnheit der Intuition und kraftvolle Elastizität seiner, den weitesten Umkreis umspannenden Gedanken das Vermögen des Romantikers überschreitet, wofür ihm die Passivität und Sammlung zur Lyrik versagt blieb. Durch Herder schließlich erhielt die Wissenschaft ein neues Gepräge. Nun erst waren die Voraussetzungen für eine Geschichtswissenschaft erfüllt, die einführend die vergangenen Zeiten lebendig zu begreifen vermochte, wenn auch anfangs die objektive Forschung vom roman-

tischen Schimmer poetisch verklärt und durch spekulative Ideen beeinträchtigt wurde. Mit dem Verständnis für die historische Individualität eines Volkes eröffnete Herder das Bewußtsein für die eigene deutsche Nation, das in der späteren Romantik so wichtig werden sollte, — gerade im Gegensatz zu dem Weltbürgertum Schillers und Goethes, das in ihrer ästhetischen Weltanschauung wurzelt.

Wohl zielt es uns hier im Osten unseres Landsmannes zu gedenken, der den Gang des vorigen Jahrhunderts bestimmd beeinflußt hat. Wie unsere Baumeister die alten Baudenkmäler studieren, nicht nur aus historischem Interesse, sondern um für die Gegenwart zu lernen, so wollen wir auch unserer geistigen Ahnen gedenken — auch um in der Gegenwart ihr Gedanken-gut weiter zu verarbeiten. Und gerade die Gedanken Herders liegen uns ja so nahe: Das Zurückgehen von der ästhetischen, komplizierten Kunstform auf das einfach Volkstümliche und im Zusammenhang damit die Betonung des Nationalen. Wir erinnern uns dabei, daß Herder den nationalen Gedanken seiner Zeit in Riga aussprach, das damals russisch war. Auch wir sind heute vom Reich abgerissen und von Fremden umgeben und durchsetzt. Herder hat eine starke Bewußtsein seiner besonderen Stammeseigenart gehabt. Und wir können stolz darauf sein, daß er uns zum Symbol des faustisch ringenden Menschen werden kann. Wenn wir Goethes Faust lesen, der uns mehr ist als ein Kunstwerk, nämlich das Dokument einer Weltanschauung, zu der sich viele von uns bekennen, so werden wir Norddeutsche wieder finden, was insbesondere unseres Geistes ist, was, geschichtlich genommen, Goethe durch Herder vermittelt wurde. Herders Leben und Schriften können uns aber auch eine Warnung sein, wie uns Herders Worte mahnen, den sanften Umriss eines menschlichen Daseins nicht zu zerstören und nach dem Ausgleich der beschränkenden Form zu streben. Das Eigenste des nordischen Geistes, die Grenzenlosigkeit des Ringens, diese absolute musikalische Innerlichkeit, wenn das Gebiet des wägenden Verstandes einmal verlassen ist, sie braucht zum Ausgleich auch die sinnliche Materie, sie muß sich weise beschränken und die Innerlichkeit auch mit der Form in Harmonie bringen, damit der Mensch sich nicht in einem Dualismus innerer Kräfte zerstöre, und ihm nicht das Leben und Kunstschaffen unter den Händen zerrinne, wie es einem Geiste vom Range Herders schließlich zerronnen ist.

Kunstbetrachtung: Ein Wiederaufbaustein

Von Georg M. Hofmann

Keinerlei Nachdenken hilft darüber hinweg, daß wir Deutschen der geistigen und seelischen Erneuerung vor allem bedürfen. Es ist dringend und wird von immer weiteren Volkskreisen erkannt, daß wir das Gleichgewicht wiederfinden müssen. Auf den pomöphen Aufschuß der wilhelminischen Epoche, den Oberflächliche leicht schon als Ausdruck deutschen Volkscharakters nahmen, folgte das Flagellanten-tum der revolutionären Selbstbezichtigung. Wo vorher zähnekirischen-der Troß jeden Zweifel gefötet hatte, machte sich nun hältlose Hin-gabe an alle Lästerer und Schänder des Deutschtums breit. Und noch immer suchen wir das große Heilmittel, von diesem Wechselseiter zu genesen.

Es ist viel und manches geredet worden von deutscher Kultur, aber unbekannt geblieben ist der meiste, was denn eigentlich deutsch sei daran. Noch viel seltener aber ist Erlebnis geworden der große Inhalt des goetheschen Wortes von der Deutschheit. Und doch weisen es uns in der Vollendung täglich und ständig tausend und

tausend Werke deutscher Menschen. Wer fühlte nicht den tiefinnenen, wahrhaft deutschen Wert von Männern wie Philipp Otto Runge, Caspar David Friedrich, Schwind, Richter, Anselm Feuerbach; wer hörte nicht Deutschlands ewige Sehnsucht aus den feierlichen Abythmen des zu wenig bekannten Hölderlin, aus den leidenschaftlichen Rufen Heinrichs von Kleist? Aber man hat Asche auf das köstliche, alte Gold geworfen, um den vielfach vergoldeten Staub mancher Modernen besser leuchten lassen zu können. Und welchen Gewinn haben wir davon gehabt? Gar keinen und noch weniger!

Die Kunst, der letzte, feinste, treueste Ausdruck eines Volkstums, ist ein „respektvoll bewundert“ Fremdling geworden. Indem sie versucht, ganz sich der Materie zu entfremden, ist vielmehr die Kunst in immer krasserem Materialismus hineingesunken und der großen Idee fremd geworden, aus der allein sie geboren ist: Dem Göttlichen in uns Ausdruck zu geben. Das hat die Menschen schen gemacht, sie in ihrem klaren Empfin-den getrübt, das gerade gestärkt werden sollte, getrübt, weil die vielen, allzuvielen Geistreiche-leien den Garten der Kunst zu einem Tum-melplatz spekulative Körpererniedrigt haben. Seien wir ehrlich: von all den immer wieder neu auftauchenden Ismen in der Kunst, vom Kubismus, Futuri-smus, schließlich vom Dadaismus und auch vom mißverstandenen Expressionismus reden wir häufig genug mit einem unverdrückten Abglanz leiser Ironie. Und dem Volksganzen sind sie nicht mehr seine Angelegenheit. Die heilige Ehrfurcht ist uns durch allzu viele Richtungen verloren gegangen.

Wenn wir an den schon erwähnten Philipp Otto Runge denken, der sich alle Tage seines kurzen Lebens mit immer neuen malerischen Problemen herumschlug, dabei den ruhigen, klaren, heiligen Ernst und die tiefdeutsche Sachlichkeit seiner uns überkommenen Werke betrachten, dann drängt sich uns die Frage auf, warum denn heute die künstlerischen Außerungen um die Darstellung seelischer Motive Ringender so grundanders geartet sind. Gewiß, unsere Seele braucht nach den Erschütterungen der letzten Jahre andere Werke, als sie uns zuletzt der Impressionismus bot. Wir wollen in die Tiefe dringen, wir ver-



Selbstbildnis von Walter Buch

suchen den Schleier der Maya zu lüften und reduzierten unser Empfinden auf die einfachen, großen Linien gewaltiger Impulse. Daraus wurde der Expressionismus geboren, die Kunst des Ausdrucks. Mit wilder Leidenschaft negierte sie alle Werte des Impressionismus und schlug berserkerhaft um sich. Der „gesättigten Bourgeois-Kunst“ folgte völlige Revolutionierung, und jeder glaubte schon eine neue Kunst heraufzuführen, der nur recht wild sich gebärdete — das Wollen war alles, das Vermögen oft nichts. Sollte neben dem nun belächelten, ehrlichen, handwerklichen können der Alten auch der letzte Ernst verloren gegangen sein, oder ist es vielmehr selbstgefällige, irrlichternde Disziplinlosigkeit, die mit Kundgebungen ewig wechselnder Probleme von zweifelhafter Notwendigkeit fast täglich neu überrascht und sich bläht? Wäre das Ausdruck unseres Weltanschauens, dann wehe uns Armen! Aber noch nie sind die Vielen Maßstab gewesen für den wahren geistigen Gehalt einer Kultur, eines Zeitalters, vielmehr hat die verinnerlichte Leuchtkraft verborgener Seelenkräfte spät erst Licht gebreitet über eine Geistesfest, deren Jahrhundert lange überholt war von der ewig rasenden Zeit. Es wäre unrecht, in diesem Zusammenhang nicht auf Rembrandt hinzuweisen. Aber auch die Gegenwart scheint keine Zeit zu haben für das stille Ausreifen künstlerischen Wollens. Alles geistige Wachstum ist fast ausschließlich auf den Intellekt gestellt, und die gefühlsmäßige organische Entwicklung, die aus Überwundenem Neues gestaltet und nur in engem Zusammenhang mit der Vergangenheit sich auswirken kann, wird schroff negiert. Deshalb die Wurzellosigkeit des Expressionismus, der explosiv gewollt war in bewußtem Gegensatz zum bisher Errungenen: eine Frucht reinen Intellekts, die sich dann gefühlsmäßigen Aufpuß gab, um ihre Konstruertheit zu verbergen. Wo immer im Lauf der Zeiten ein solches Bächlein sprang, mußte es kümmerlich versanden. Nur aus Gewesenem sind wir denkbar und die Geistesgeschichte des Menschen ist seind allen Plötzlichkeiten, die in Dadaismen enden müssen. Anknüpfend an die feinen Ausführungen des Mannheimer Dr. Hartlaub in der „Danziger kunstforschenden Gesellschaft“ über die „Kunst des sterbenden Siena“ sei darauf hingewiesen, daß die tiefe Verinnerlichung jener fernen Epoche und ihr Verzicht auf alle Individualisierung einer alten Überlieferung und gefühlsmäßiger Einstellung entsprangen, woraus erhellt, wie grundanders die typisierende Kunst der Sienesen und die intellektuelle Revo-

lutionierung durch den Expressionismus sein müssen. Dort Rückkehr, hier völlige Abkehr von seelischen Bindungen, wenn auch dem Expressionismus — als Richtung — zugestanden werden muß, daß letzte Verinnerlichung höchste Vereinfachung in den Darstellungsmitteln bedingt, soll sie nicht überhaupt zum Schweigen gezwungen sein. Doch ist dies nicht das Streben aller Jahrhunderte und ihrer großen Meister gewesen? Ist dies nicht ein Inhalt der Kunst überhaupt? Was also hätte uns der Expressionismus neues gebracht? Eines gewiß: ein Beispiel dafür, daß wir den Boden, darauf wir gewachsen sind, nicht verleugnen dürfen, ohne selbst schwersten Schaden zu leiden. Die Menschheitsgeschichte, die im tiefsten Sinne Kulturgeschichte ist, läßt sich nicht kurbeln auf das Tempo einer Autobahn, und wer es dennoch versucht, kommt leicht unter die Räder und wird zermalmt. Vielleicht ist es deshalb, daß uns die in Museen und Ausstellungen magazinierte Kunst ein wenig fremd geworden ist. Die — trotz allem — Treibhauskultur mancher Richtungen modernster Kunst raubt ihr den köstlichen Nährboden im Volke, entwurzelt sie, macht sie zur vielleicht sehr geistvollen Spielerei kleinstter Kreise und läßt jene wunderliche Anschaug einen Teil vom „Untergang des Abendlandes“ werden, wonach etwa eine asphaltierte Landstraße wichtiger sei als das frohe Wanderlied eines jungen Burschen. Jene große, köstliche Verbindung des Menschen mit der Kunst, wie wir sie aus dem Mittelalter und der strahlenden Renaissance kennen, ist wohl trotz aller Nachwirkung bis auf den heutigen Tag für immer verloren. Dennoch aber sollten gerade wir deutschen Menschen versuchen, jene Befruchtung durch die Kunst von neuem wirksam werden zu lassen, die einst ein so überaus glänzendes Zeitalter heraufführten half.

Winkelmanns almodische Forderung ist es, die Forderung nach schlichter Einfalt und stiller Größe, die heute in unserer suchenden Zeit auf das Eindringlichste erhoben werden muß. Sie bedeutet nicht nur eine Wiedergeburt unserer Kunst, sondern unseres Volkstums überhaupt, wie das der Expressionismus als Richtung zu Recht erkannt hat. Das ist keine romantisierende Schwärmerei, das ist eine nüchterne, praktische Erfahrung. Sie wird der Zustimmung eines jeden sicher sein, der den Wirbel einer in Biebrich am Rhein eröffneten Ausstellung französischer Kunstwerke sah. Dort unter den Fremdlingen konnte einem Sinn und Begriff deutscher Malerei, deutschen Wesens überhaupt recht von

innen heraus deutlich werden. Die Stärke deutscher Kunst wächst aus der Persönlichkeit, nicht aus der Schule, mit anderen Worten: Ausdruck deutschen Volkstums ist die Verinnerlichung, die keusche Beselheit aller Dinge, ist niemals die fast immer graziöse, zuweilen sentimentale und sehr selten aufgewühlte Oberfläche des Franzosen, ist nicht die uferlose Breite des Russen. Und wenn nicht alles täuscht, streben wir ernsthaft einer neuen und notwendigen Vertiefung unserer Weltanschauung entgegen. Es gibt noch genug künstlerische Menschen — jene „stillen Größen“, von denen Annette von Droste-Hülshoff singt — und es gibt — der Ausdruck sei erlaubt — menschliche Künstler, die aus reiner Intuition im deutschen Sinne schaffen und fremd sind jener geschaubten Geistigkeit, die heute durch die der Idee letzter Verinnerlichung fast immer nachhinkenden Schöpfungen der Modernen — man kann fast sagen: dem ganzen Volke den Geschmack an der Malerei verdorben haben. Aber

hoffnungsvolle Schößlinge sprühen hier und da aus deutschem Boden hervor und lassen uns an einen Frühling glauben, den wir ja stets so schön wie nie zuvor erwarten.

Neue Werke, junge Kräfte drängen zum Licht und neben manchem schon bekannten Namen sei hier der eines in großstädtischer Einsamkeit ringenden Künstlers genannt, dem Deutschtum nicht politisches Panier, sondern tieffes seelisches Bedürfnis, einfache Selbstverständlichkeit ist: der Name Walter Buchs, eines im Anfang der dreißig stehenden schlesischen Malers. Schlichte, sachliche Ehrlichkeit, mystische Schwärmerie vor den monumentalen Linien der Natur, diese Kraft

und Freudigkeit in der Farbe, manchmal eckige Starrsinnigkeit und immer sprödeste Keuschheit sind die augenfälligsten Eigenschaften dieses ostdeutschen Malers. Die Buchschen Bilder haben seltsam musikalische Reize, und manches seiner Landschaftsbilder klingt hell und innig wie ein lange nicht mehr vernommenes Volkslied. Dabei bleibt diesem Künstler jegliche undeutsche Sentimentalität fremd. So malt er beispielsweise mit urwüchsiger Kraft und hinreichendem Temperament in einem Selbstbildnis Falte um Falte seines Wesens und gibt damit unendlich viel mehr, als wir in so manchem modernsten Porträt geistvollster Konstruktion zu sehen gewohnt sind. Einen deutschen Menschen gibt Buch in seinem Selbstbildnis mit knochigen, festen Händen, einem schmalen Friesenschädel, strengen Asketenwangen und den bohrenden Augen des Wahrheitsfuchses, ein impressionistisches Bild erfüllt von den hohen Werken des Expressionismus. Mit breiten Strichen ist das hingesezt, in verblüffender Ehrlichkeit und unter deutlichem Verzicht auf jeden Effekt. In lichtblauem Hemd steht unter brauner Weste ein Körper von bauerlicher Derbheit, der in seltsamem Gegensatz steht zu den Augen, die scharf und doch voll tiefer Glut in kindlicher Unbefangenheit alle Hüllen durchschauen, die verschlachende Konvention über die Seelen gebreitet hat. Diesem Künstler wächst irgendwo die blaue Blume ewig deutscher Sehnsucht, doch gewiß nicht jenseit der Grenzen unseres Volkstums. Für Walter Buch braucht es keine Römerin, kein spanisches Bettelweib, keine Pariser Schöne sein, um köstliche Frauenbilder, Seelenstudien von eindringlicher Schärfe und



Walter Buch: „Bildnis einer Dame“

herber Lieblichkeit zu schaffen. Ohne daß ihn die Valutashranke zu neuer Entdeckungsfahrt in der Heimat zwänge — eine glückliche Nebenwirkung unserer materiellen Not — ohne diese erzwungene Begrenzung versenkt sich Buch voll zärtlicher Andacht in den Anblick der deutschen Frau, aus deren tiefverborgenem Grund er z. B. im „Bildnis einer Dame“ alle fraulichen Eigenarten auf die Leinwand zwingt und damit dem Kern und Wesen echtester Weiblichkeit sichtbaren Ausdruck verleiht. Mit selbstverständlich wirkender Anmut in der Linienführung ist das Bild von meisterlicher Vornehmheit der Farbe, und die melodiöse Übereinstimmung von Linie und Farbe bewirkt einen feelischen Ausdruck, wie ihn nicht viele Maler auf Frauenbildnissen erreicht haben. Das „Bildnis einer Dame“ ist von berückender Keuschheit, und auf seltsame Weise sind hier Stille und Leidenschaft gepaart. Es ist bezaubernd an Buchs Bildern, daß sie stets erfüllt sind von heiliger Andacht und völliger Hingabe. Sein „Aufziehendes Gewitter“ zeigt das auf andere Art deutlich genug. Bizarr fast in der Farbe und doch bezaubernd erlebt jeder das Gewitter, der das kleine Bild anschaut.

Hart und kantig stehen die Häuser in dem verirrten Sonnenstrahl und scheinen den tobenden Elementen prometheischen Trotz tausendmal entgegenzurufen. Das alles ganz phrasenlos, ohne jede Pose, nur geschildert und doch erfüllt von dem hohen Pathos hinreichender Leidenschaft und tiefen Schauens. Solch ein Gewitter haben wir alle schon einmal irgendwann und irgendwo erlebt, wo grell gegen grau stand und unsere Herzen wild auftropten gegen mächtigere Gewalten, die wir dann doch in stiller Demut über uns hinziehen lassen mußten. Diese andere Religiosität gibt Buchs Bildern eine neue, uns fremd gewordene Kraft, die sieghaft alle Hohlheit moderner — oder doch nicht mehr moderner? — Geistreichigkeit überstrahlt und abgetan hat. Dieses Malers Ehrfurcht vor den Dingen ist

deshalb so bezaubernd, weil sie sich tief einer mystischen Ehrfurcht vor Gott verbündet. Eines aber haben wir in diesen Zeiten doch wohl alle gelernt: irgendwie auf die Suche gehen nach dem großen Meister über Leben und Schicksal.

Das ist — im Großen gesehen — die Aufgabe des Deutschen überhaupt. Es muß die entgötterte Welt wieder in Beziehung gesetzt werden zu Gott. Um was einfördert der große Caspar David Friedrich vor hundert Jahren rang, das ist und muß sein der Inhalt unserer Tage: Die Vergöttlichung des Welthildes. Dazu sollen Führer sein die berufenen nicht nur, vor allem die ausgewählten Künstler. Nur durch und in der Kunst ist es möglich, ein Bild der Welt zu schaffen, allein der hier pulsende Gottesodem vermag, woran Wissenschaft und alle Naturphilosophie bei gleichem Beginnen kläglich scheitern müssen. In der Kunst flammt das göttliche, über die nackte Realität zur Geistigkeit hinausführende Element, das letzten Ausdruck findet in der Einstellung zu Gott. Führer sollen Männer sein von der Art deutscher

Buchs, die einsam wachsen und still reisen und ihr Bekenntnis zu verkünden wissen in tausend Sprachen.

Um den klarsten Ausdruck seines künstlerischen Wollens ringt Buch in allen nur denkbaren Techniken, und gewiß hat er noch manchen Schritt zur Meisterschaft zu gehen. Aber sein heiligtes Streben und sein großes Können verpflichten uns seiner schlichten Ehrlichkeit. Mag manches auch herb und absichtlich unfreundlich, ja ablehnend gegen jeden Augenblicksgeschmack erscheinen, aus allem strahlt warme Deutschheit und starker Gottesglaube.

Solche Werke in ihrer stillen Größe auf uns wirken lassen, das hieße uns zu jenen Deutschen erziehen, von denen in manchem Lied gesungen wird. Es sind nicht die Pfade heller Lustigkeit und amüsanter Kurzweil, die wir zu diesem Ziele zu beschreiten haben. Die Wege aber sind es zu neuer Kraft, zu neuem Erwachen, die Wege



Walter Buch: „Aufziehendes Gewitter“

unserer Jugend, die wir als Volk zu früh verlassen haben, die ewig klingenden Wege strahlender Schönheit,

wo die dunklen Wälder stehen,
wo die Zweige niederhangen
und die Märchenklänge wehen.

(C. Lange, „Strom aus der Tiefe“)

Der Lebendige

Von Agnes Miegel

Sie fuhr im Bett auf mit einem jähnen Schreck und wildem Herzschlag — es hatte geklingelt, bestimmt, es hatte geklingelt. Sie wollte die kleine Lampe auf dem Nachttisch anknipsen. Wo war sie nur? Ach richtig, Mine hatte sie ja fortgenommen. Es gab wieder einmal kein Licht bis zum Morgen. Aber da waren die Schwefelhölzer! Das vierte endlich brannte zischend an, und schließlich gelang es ihr, das gläsig und qualmige Licht in dem almodischen Weinblattleuchter anzustechen. Mine war ja immer ärgerlich, wenn sie die kostbaren Kerzen verbrauchte, aber diese Dunkelheit war zu schrecklich.

Sie war ganz sicher, daß sie nur geträumt hatte. Es blieb still. Das ganze Haus, die stockdunkle Straße, die Stadt schwiegen wie überwältigt von dumpfem Entsetzen. Aus dem Nebenzimmer, hinter der halbangelegten Tür, kamen Minensachte Atemzüge. Sie schlief jetzt dort in Ingers Stübchen. Es war doch näher dem einzigen geheizten Ofen.

Frau Gertrud lag ganz reglos in den Kissen und atmete tief; sie zitterte aber noch an allen Gliedern und sah nach dem Licht. Es schwelte, slackerte und pustete; der qualmende Docht drohte immer wieder in dem schmelzenden Stearin umzukommen, das dicke zu allen Seiten herabtropf.

Sie stocherte vorsichtig mit einem abgebrannten Schwefelholz darin herum; eine kindische Angst vor der Dunkelheit überfiel sie. Bloß Licht sehn! Wenn es auch das leere flache Bett dort drüber zeigte, über dem das verhängte Bild hing, dessen blauseidener Vorhang sich so sonderbar in dem

Geflacker bauschte. Regte sich nicht die Decke? Gleich würde Georgs Stimme kommen: „Mutterchen, mach das Licht aus; es blendet so.“ Immer war er wach gewesen, wenn sie jetzt einmal Licht machte; er, der früher so unerwecklich schlief. Jedesmal hatte sich ihr Herz gekrämpft, wie entsetzt müde die Stimme klang, und sie hatte nie recht gewagt hinzusehn, um nicht dies fahle Gesicht zu sehn, diese überhellen, überwachten guten Augen. „Georg, Väterchen!“ —

Sie krümmte sich in fassungslosem Schmerz, sie biß in die Finger, ins Kopfkissen, um nicht laut aufzuweinen. Und mit einem Schlag war alles wieder da, was die Müdigkeit, der Schreck des Erwachens, der Trost des Lichts ein paar Augenblicke zurückgedängt hatten.

... Włocławek, die Somme, Péronne, Isle of Man ... Ihr armer blutloser Mund wiederholte flüsternd die schrecklichen Namen, diese Kallarienstationen ihres Herzens, auf denen sich ihre arme Seele hinschleppte.

Und dann kamen die andern Namen, die geliebten, schönen, einzigen Namen: „Kurtchen, Ossi, Inger, Walter.“ —

O, wer sagt, daß Leid abnimmt? Wer hat diesen himmelschreienden Blödsinn gesagt? Immer schlimmer wird es.

Sie richtete sich auf, sie atmete und trank ein paar Schluck aus dem Wasserglas am Bett, hielt das Tuchentuch vor den Mund gepreßt, damit Mine sie nur nicht hörte, und versuchte klar zu denken. Irgend etwas, ja aber was? War nicht Eines ganz so schrecklich wie alles andre.



Agnes Miegel

Sie saß aufrecht und runzelte die Stirn vor Nachdenken. ... Isle of Man ... Nebel, Nebel, Wogenbränden, kahler Felsen, eine Baracke. Hunderte von Männern eingepfercht, halbirt von dem jahrelangen Zusammengeschmiedetsein, von jahrelanger Langeweile, von dem nutzlosen Reden ... ja und darunter war Walter. Walter lebte noch. Schickte sie nicht Pakete an ihn und Geld? Kam nicht hin und her eine Karte mit seinem Namen? Sehr selten. Er mußte ja den irischen Freunden schreiben, die sich so seiner annahmen. — Walter — komisch; sie hatte ihn doch so lieb gehabt. Der Älteste ist sonst immer der Beste für jede Frau, aber Walter war immer ein bischen zu kurz gekommen — nicht bloß bei ihr — auch bei Georg. Gewiß, auch bei ihm. Er war so rasch gekommen, sie waren noch so von sich selbst erfüllt gewesen, von dem kleinen Haushalt — und Georg hatte es damals so schwer gehabt, hatte den Kleinen fast nur Abends gesehn, wenn er schon fest schlief.

Kurtchen! — ja, das war ganz anders! Zwei Tage waren sie gerade in der neuen, schönen Wohnung gewesen, als er ankam, — reichlich früh, rücksichtslos, eilig — so wie ers immer blieb. Und mit welchem Geschrei! Mitten in ihren Schmerzen und ihrer Mattigkeit hatte sie lachen müssen über dies furchtbare Gebrüll. „Der hat aber sorgte Lungen“ hatte die Hebamme anerkennend gesagt. Ja Kurtchen — er hatte Georg auch den Namen gegeben, mit dem sie ihn bis zuletzt nannte „Väterchen“. Ach er war solch ein Schmeicheljungchen gewesen!

Dann kam der Bau draußen vor der Stadt, der Garten mit all den kleinen jungen Obstbäumen, den winzigen Johannisbeersträuchern. Grad als an dem Kirchbaum hinter der weißen Bank die ersten beiden Kirschen rot wurden, kam Ossi. Mein Gott, wie wurde er ihr schwer mit seinem dicken Kopf. Einen Schopf brachte er gleich mit. „Seine Künftlertolle“, sagte Georg, — und auch gleich die schönen Wimpern, die nachher wie schwarz gesäumt um die ganz hellblauen Augen standen. Solch ein Prachtkerl, und immer vergnügt und immer hatte er was zu tun und so ein süßes Lachen hatte er, jeder mußte mitlachen und man konnte ihn nie klapsern, den Dicken!

Walter war flachsblond gewesen, und Kurtchen, der schwarz geborene, wurde dunkelblond. Aber Ossi war hellbraun, genau solch Haar wie sie es hatte, und auch ein bischen lockig und so ganz fein. — Georg trug immer etwas davon in der Brieftasche, zusammen mit ihrem. Er hatte es nicht zeigen wollen, aber sie hatte es doch gesehn.

Da war auch die kleine scheußliche Mohrenphotographie, das allererste Bildchen, das Georg damals Pfingsten am Strand von ihr und den Jungen gemacht hatte: „Trudchen sitz still, ganz still, noch viel stiller...“ O wie hatten sie alle vier gelacht, — das sah man noch auf dem Bild mit den aufgerissenen Frohsmäulchen der Kinder!

Schsch ... Das Licht ging aus, das Lachen erstarb auf Frau Gertruds Mund. Allein allein, alles vorbei ... Sie kroch unter die Decke; aber nebenan — da atmete doch Inger.

„Ja diesen Weihnachten da bekommt Ihr aber was ganz Besonderes. Nein, das rät keiner, auch die Mutter nicht. Das holt der Weihnachtsmann mit dem Schlitten gang ganz weit her!“ Wie hatte Georgs gutes Gesicht gestrahlt. Und dann am Weihnachtsabend, wie war er gerührt und heiz gewesen in dem umgedrehten Pelz und dem falschen Moosbart, als er das kleine blonde Dingelchen unter den glitzernden Baum schob: „Da ist eine kleine Schwester.“ Ach wie die drei starr waren — drei kleine Bildsäulen in Matrosenblusen. Und Inger hatte das linke Bein vor Verlegenheit vorgezogen und sich ein bischen mit dem Lackschuhchen an der Wade gekräft. Wunderfein hatte sie ausgesehn in dem gestickten kurzen Kleid mit den nackten Schultern und den langen, silberhellenden Ringellocken, diesem nordisch-hellen Haar ihrer schwedischen Mutter. Und sie, Gertrud, die zuerst die Waise des leichtsinnigen Bruders gar nicht ins Haus nehmen wollte, — die immer behauptet hatte, nie ein fremdes Kind lieben zu können, — schmolz sie nicht vor diesem guten Lächeln, bei diesem zarten schmetterlingsleichten huschenden Kuß, den die Kleine ihr auf einmal mitten in die Hand gab? Inger, süße kleine Inger ... wie der Baum glitzert. Die Sterne drehen sich in dem flirrenden Licht; aber komisch, man hört gar keinen Lauf von den Glöckchen, — es ist alles still, ganz ... ganz ... still ...

„Der junge Herr, der junge Herr!“

Mine ist so rot, als ob sie der Schlag röhrt, — ziemlich unmöglich, denn sie ist gar nicht mehr rundlich, sondern spindeldürr. Aber jetzt ist sie ganz außer Atem, wie sie da in dem abgeblendeten Licht der grellen Junisonne vor dem Nähstisch steht. Beinahe hat sie die Zimmerlinde umgeworfen.

Frau Gertrud lehnt sich zurück. Sie hat eine Droschke unten ratfern gehört. Droschken sind sehr selten geworden. Aber sie hat nicht hinuntergesehen. Wer sollte auch kommen?

Die seine Serviette mit den hundert zierlichen Stopfen fällt ihr aus der Hand. „Walter“, sagt sie tonlos. Sie hält sich an dem Nähtisch.

„Mutter!“ Ja er ist es. Sie liegt an seiner Brust. Mein Gott, wie hängen ihm seine Sachen!

Ist das Walter? Ihr Walter, ihr forscher Altester, mit dem sie damals in jenem Juni — ja auch Juni — so stolz zu den Verwandten ging. „Na da kommt ja unser junger Lord“ sagte Väterchen. Sie sieht auf, sieht trost aller Tränen die dünnen Haare, die grauen Haare ihres Jungen, die scharfen Wangenknochen, die Säcke unter den Augen, den fremden unruhigen, harten und leeren Blick.

„Walterchen, Walterchen, was haben sie mit dir gemacht? — Böse Menschen!“

Sie streichelt seinen grauen Kopf, sie küsst seine Augen, pustet ihn an, — ihr Junge, ihr Kindchen, ihr Einziger. Aber plötzlich läßt sie es sein. Dieser Blick ist zu schrecklich. Sie fühlt es ganz deutlich bis ins tiefste Herz — er mag das nicht, er findet sie alt, dumm, kindisch.

Sie setzt sich ganz steif zurecht und sticht mit der dünnen Stopfnadel Muster in das kleine schwarzeidne Nadelkissen vor ihr. „Ja Walterchen, ja da ist Mine — sag man, was willst du zu Mittag haben? Wir haben noch ein paar Weckgläser.“

„Mir ist es ganz gleich. Ja Mine, ist schon gut — bloß nicht Hand küssen, du weißt ja. — Ist mein Zimmer fertig?“

Gott sei dank, sie hat was zu reden. Auch Mine ist wie erlöst. „Nein, bewahre — das Zimmer ist längst abgegeben an einen Studenten. Auch die andern beiden Zimmer oben.“ — Sie vermeidet die Namen und sieht auf die Sonnenstreifen in der Rollwand. Aber das Schlafzimmer ist für ihn zurechtmachend...

„Euer Zimmer? — Walter sieht groß auf. Zum ersten Mal ist sein Blick ganz fest. „Ja.“ — Sie spielt mit dem Fingerhut. „Du bekommst — du bekommst Väterchens Bett... aber ich habe meins drin stehen lassen. Es stört dich doch nicht?...“

„Mutter!“ Ja, das sind Walters wirkliche Augen! „Mutter, wo bleibst du?“

Sie versucht zu lachen. „Nebenan — in dem kleinen Zimmer. Es ist wärmer für mich. Mine schlafst jetzt neben der Küche...“

„Wo schlafst das Stubenmädchen?“

Mine, die immer noch nicht hinausfindet, muß lachen, daß ihr einz'ger Vorderzahn wackelt. „Der junge Herr! Na, man merkt, daß der lang nicht hier war!“ Und sie stellt sich in Positur:

„Jetzt bin ich Mädchen für alles. Für den Haushalt reichts noch, dafür führen wir aber auch einen noblen Tisch.“ Sie muß wieder über ihren eignen Witz lachen. „Nu muß ich aber an meine Grude gehn!“

Sie zieht die Tür ungewohnt leise zu. Walter sitzt am Tisch, hat den Kopf aufgestützt und schwiegt. Mit der rechten Hand zieht er das Muster auf der Kelimdecke nach. Er trägt den Siegelring, den Georg ihm schenkte, als er nach England ging. So schwarz sieht der Stein aus auf der mageren Hand. Warum redet er nicht? Warum zieht er nicht den Mantel aus? Warum geht er nicht in sein Zimmer? Er ist schlecht rasiert.

Sie hält dies Schweigen nicht mehr aus: „Walter?“ Er blickt auf, ganz zerstreut. „Ja!“ „Bleibst du jetzt hier?“ Sie fragt es ganz leise, schüchtern, ängstlich.

„Nein Mutter.“

Stille. Er sitzt wie vorhin. Sein Zeigefinger zieht die roten Streifen nach. Eine Fliege summt mittagstrunken durch das heiße Zimmer. Stäubchen tanzen in einem hellen Sonnenstrahl, der die großen Blätter der Zimmerlinde wie Nephrit durchscheint.

„Willst du nicht in unser — in Väterchens Firma?“

Er sieht sie an, ganz rasch. „Nein.“ Sein Blickirrt gleich wieder ab. Dann steht er auf.

„Ich will nach Hamburg.“ Es klingt so schroff, daß er es wohl selbst merkt. Und wie einer, der etwas Auswendiggelerntes sagt, fügt er hinzu: „Sieh mal, da ist Onkel Fritz drin, — und sein Schwiegersohn — na, wie heißt der Knabe? — Der ist ja jetzt auch ins Civil gekrochen und wird ja wohl auf die Ehre brennen, am Pult zu sitzen — nee, das ist nichts für mich hier...“

Seine Stimme versfliegt, beinah tonlos, als fahre er selbst gar nicht den Sinn seiner Worte.

Plötzlich fasst er sie um und legt den Kopf auf ihre Schulter. Das machte er als Junge, wenn er ein schlechtes Zeugnis brachte.

„Mutter, ich muß schlafen! Schtz dich zu mir, Mutsch, ans Bett, damit ich einschlafen kann — ich muß schlafen, ich muß...“

Nun sieht sie neben ihm und sieht auf das gelbe zuckende Gesicht auf dem Kissen. Es ist ihr schönster Bezug mit den Filetdecken, und er hat ihn sofort umgekehrt, genau wie Georg es immer machte, den diese „bunten“ Kissen auch ärgerten.

Sie hält seine Hand, wie in der Kinderzeit, wenn er Fieber hatte. Er schlafst nicht, er denkt nicht ans schlafen. Seine Finger zucken, seine Augenbrauen zucken, und er sieht müde aus, so müde.

„Willst du Himbeersaft?“ Sie strahlt, wie ihr das einfällt. „Eine Flasche muß noch da sein.“

Richtig. Mine hat den Saft gesunden und bringt das große Glas mit dem „W“ voll Limonade. Er trinkt es auch aus. Und er atmet lange den süßen Wildgeruch. „Weißt du noch, Mutter, wenn wir pflücken sollten? Inger und Kurt sahen ihre immer auf.“ Zum ersten Mal lächelt er — ein greisenhaftes, schnell vergangenes Lächeln.

„Was ist oben hinter dem Vorhang?“ Er reckt den Arm, und die dünne blaue Seide fällt auf seine Bettdecke.

„Väterchen!“ Er sieht ganz lange auf die zarte Zeichnung oben, auf dies unendlich traurige, unendlich müde Totengesicht. Er blickt nicht einmal nach der Mutter; aber seine zuckende Hand in der ihren wird ruhig; und dann kommt sein Atem ganz gleichmäßig und leise. Sie hebt sich ein bischen, wagt aber nicht, seine Hand loszulassen. Ja wahrhaftig, er schlafst! Und zum ersten Mal sieht sie, wie sehr er dem Vater gleicht — es ist der selbe starke Schädel, wie ihn auch Kurtchen und Ossi hatten, aber mit der tiefen Haarschnibbe, den ein bischen schrägen Augenwinkeln des Vaters. Sein Kinn ist härter, viel härter — dies tiefe Grübchen drin hatte Inger auch, das ist aus ihrer Familie, — auch die ein bischen zu kurze und zu stark geschwungne Oberlippe. Aber die Nase mit dem breiten Sattel, der starke Hals — ja das ist wie bei Georg...

Sie blickt jetzt auch nach dem Bild oben. Der Frieden einer andern Welt glättet und veredelt das greise Gesicht ihres Gefährten zu fremder Schönheit. — Dieser liegt vor ihr noch im Schlaf geheft und gejagt von dem Geschick, das auch sie zerrieben hat. Leise, ganz leise drückt sie die Hand des Sohnes. Dann fallen ihre Augen zu. Sie schlafst leicht, so leicht, daß sie Mine herumwirft und seine Atemzüge hört, wie damals, als er im Korbwagen neben ihrem Bett stand. —

Nun ist es Abend. Sie sitzen auf der kleinen Loggia am Schlafzimmer. Ein sanfter, nach Heu duftender Wind streicht über die mageren Petunien in den hohen Kästen; die kleinen Tomatenstauden dazwischen schwanken vor dem lichtflirrenden Abendhimmel.

Walter sieht hinaus. „Hier ist eigentlich noch alles wie damals, — nicht ein neues Haus. Wird hier gar nicht gebaut?“

„Nein, gar nicht.“

„Mutter,“ da ging die Tür, — „wer kam da?“

„Das sind Neumanns — ach so, du hast sie noch nicht gesehn; das Ehepaar, das die beiden Kinderzimmer hat; ich mußte sie abgeben.“

Frau Gertrud stichelt schon wieder an ihrer Serviette. Nur nicht den Jungen ansehn.

„Mutter, es wäre doch besser gewesen, ihr hättest damals nicht das Haus verkauft.“

„Ah, Junge, nein, — so ging es noch, — damals. Und es kamen doch keine Fremden herein. Onkel Fritz hängt so daran. Und Tante Grete hält es so schön. Für mich wäre es... sie sucht nach Worten, ihre Stimme zittert leicht... „doch viel zu viel Arbeit gewesen. Gerade der Garten.“

„Mutter, hast du Bilder? Ich meine von — von den letzten Jahren. Vater photographierte doch so gut. Und Ossi auch.“

Sie ist aufgestanden und kramt schon an der Kommode im Schlafzimmer. Da in der obersten Schublade zwischen dem Trödelkasten — blaue und rote Kreuzstücke auf Silberpappe, Ingers erstem Geburtstagsgeschenk, und dem Laubsägkasten für die Handschuhe, den Georg einmal für seine Mutter gearbeitet hatte — liegen sie mit seidnen Bändchen umwickelt, die kleinen dunkelgrünen Pappbändchen, in die Georg so sorgsam die Bildchen klebte, wenn sie Abends zusammen sahen — an den schrecklichen Abenden, wo sie beide so taten, als ob alles wie immer sei — bis sie bei der Abendpatience sich heimlich vor jeder schwarzen Karte entsehneten.

Walter liegt im Korbstuhl und sieht auf einmal ganz aufmerksam aus.

„Das ist Ossi?“

„Ja, — auf dem Winterfeldzug. Das hinten ist ein Dorf in Masuren — so sah das damals aus. Ich wußte auch den Namen. Fritz Brunk hat's gemacht, — du weißt ja, Peter Brunks Bruder. Hier sind sie nochmal alle beide. Fritz ist als Flieger verbrannt... Ja, das ist das letzte Bild von Ossi.“

Walter legt die kleine Shagpfeife auf die Balkonbrüstung. Er sieht sie an. Ihr Gesicht ist ganz unbewegt. Wie sie das sagt — so gleichgültig. Aber um ihren Mund ist ein fremder Zug. Er dreht schnell um. Eine ganz schlanke, junge Schwester vor einer beschneiten Hecke. So schwarz umschattete, müde Augen. So dünn — aber etwas in dem Lächeln ist bekannt: „Inger!“

„Ja,“ — die Mutter nickt. Sie sieht das Bild mit einem gleichgültig-höflichen Lächeln an wie einen fremden Besuch. „Nicht wahr, die Tracht ließ ihr gut?“

Er wird unruhig. Bloß einen andern Ton. „Mutter, konnte sie nicht bei euch bleiben?“

Da blickt sie auf, groß und verwundert.

„Ihr braucht-

fet sie doch! —

„Sehr, sehr,“

nickt die Mut-

ter.“ Aber

halten, — da-

mals halten“ —

sie lächelt

überlegen und

ein ganz klein

bischen trau-

rig — so wie

sie früher

lächelte, wenn

Kurtchen in

seiner raschen

Art etwas

Vorlautes ge-

sagt hatte —

und dann

schüttelt sie

den Kopf:

„Das kannst

du nicht ver-

stehen!“ — Sie

dreht schnell

ein paar Sei-

ten um. „Ah

— Schwarz-

ort!“ Jetzt ist

erganzlebhaft

geworden. Die

kleine Villa

am Wald-

rand, wo sie so

oft gewohnt

haben als

Kinder.

„Ja, nicht wahr — das war doch zu schön, daß wir da waren, — das war Väterchens Idee.“

So stolz klingt ihre Stimme. „Sie waren beide auf Urlaub und fuhren beide am selben Tag — Inger und Kurtchen. Sie erlaubten uns nicht, mitzufahren. Kurtchen sagte, das wäre nichts für Väterchen. — Er hatte ganz recht. Er war so überlegt geworden. Wir haben oben gesessen an dem kleinen Fenster, so hatten sie es

gewollt. Väterchen hatte sein Glas, da sahen wir das Schiff. Sie standen beide und winkten; alle freuten sich ... sie waren so ein schönes Paar ...“

Und dann ist es vorbei. Auf den Tisch gestürzt weint die Mutter, das schreckliche, lautlose, verzehrende Weinen dieser Jahre. Aber sie saßt sich bald, greift nach seiner Hand. „Entschuldige Walterchen.“

Er drückt ihre Hand. Sie versucht zu lächeln und blickt ängstlich und dankbar zu ihm auf.

„Wenn man wenigstens die Gräber

hätte ...“

Er streichelt ihre Hände. Seine Augen sehn auf das lezte Bildchen — das sonnen-funkelnde

Haff. Ganz

weit am Horizont die Rauchfahne eines winzigen, weißen Dampfers. Und plötzlich fragt er:

„Mutter hab' ich dir mal von Kathleen geschrieben?“

„Kathleen?“

Sie versucht sich zu erinnern. Was soll der fremde Name, jetzt, gerade jetzt?

Er hilft ihr ganz leise. „Kathleen O'Donnell in The Ropperbeeches, wo ich immer zu week's end war ...“

„Ach ja, ja. — Ich vergaß, Walterchen, — deine Freunde, — der alte Herr, der dir so half.“

„Kathleen half mir.“

Jetzt sieht ihn die Mutter an. In den rot geweinten, hellgrauen Augen ist ein wacher, durchdringender Blick.



Margarete Wessel: „Ritter im Walde“

(siehe Weihnachtsausgabe „Ostdeutsche Frauen“)

„Ihr seid verheiratet!“

„Nein, Mutter, — noch nicht. — Verlobt.“

Die Mutter zieht die Hand fort. „Eine Engländerin . . .“

„Nein. Sie sind Iren. Ein Teil der Verwandtschaft — von ihrer Mutter Seite — ist englisch.“

Die Mutter hat die Hand fortgezogen. Ihr Mund wird ganz dünn.

„Mutter — sie hat zu mir gehalten. All die Jahre. Du weißt nicht, was das meint. Sie schrieb mir. Einmal kam sie und hat mich gesehn. In dem andern Lager. Genau 12 Minuten. — Mutter, Mutter, du weißt nicht was das heißt, gefangen sein . . .“

„Was konnte dir da schon passieren? — —

War das die Mutter? Seine Mutter? Nie hat er ein bittres Wort von ihr gehört. Er steht auf. Sie auch. Zitternd, abgemagert, an allen Gliedern bebend, fahlbleich, starren sie sich über den Tisch an.

Dann fällt er in den Stuhl. Und ganz leise sagt er: „Es gibt Schlimmstes als Sterben . . .“

Sie steht immer noch; ihr ganzer langer, magrier Körper schüttelt sich wie im Fieber. Ihre Hände flattern. „O ja, ja . . .“

Er zieht sie an sich, sie streichelt mit den flatternden Händen über sein Gesicht, drückt ihren Kopf an den seinen; sie klammern sich aneinander, halten sich fest — nicht mehr zornig, nicht mehr bitter, nicht mehr Sohn und Mutter, — bloß zwei arme, verängstigte, gepeinigte Kinder.

Sie sahzt sich zuerst. „Walterchen!“ Sie lächelt sogar ein bisschen. „Ist sie hübsch — deine Kathleen?“ Und sie sieht lange, lange auf das Bildchen, das er ihr zeigt, — das schmale Gesicht mit den großen, hellen Augen und dem schönen, üppigen Mund, — ein fremdes, ein ganz fremdes Gesicht. Dunkle, krause Haare. Nein, nicht wie Inger — ganz anders. Gott sei dank, ganz anders.

Frau Gertrud steht auf. Sie streichelt sein Haar. Wirklich, es ist grau. „Deine Pfeife ist ausgegangen . . .“ Er sieht immer noch auf Kathleens Bild. Nun dreht er es um. „To my dearest darling . . .“

„Walterchen, will sie nicht herkommen? Schreibe ihn doch — oder soll ich schreiben?“

„Ah Mutter.“ Er seufzt und steckt das Bild fort und schließt die Augen. Nun lächelt er auch. Ja, so sieht einer aus, von dem eine große Last fällt.

Sie bückt sich. Neben dem Tischfuß liegt das kleine grüne Album. Es ist schon schummrig geworden, aber sie erkennt doch noch das kleine Bildchen, das weiße Dampferchen, das helle Wasser, die lange, lange verwehende Rauchfahne . . .

„Ja mein Gott — natürlich macht es Arbeit — aber wo man es doch so gerne tut, — weißt du, so eine Hochzeit; — eigentlich ist es wundervoll.“

Tante Grete umräuscht noch einmal die Husseisenstafel im großen Saal. Sie hat ein rasend kostbares Kleid mit einer seitwärts gerafften Schleppe aus türkisblauem Spiegelsammet, sie hat ihren ganzen fünf Jahre lang verlegneten Kriegschmuck an, die Platinkette, das Perlengehänge, die Spange in dem blendendweißen Haar und sämtliche Ringe an den rosa Sammetpfäschchen. Und sie ist, so wie sie da steht und mit zurückgebogenem Kopf all das Silber, all das Kristall, all die goldgeränderten Teller, all die Tischkarten mit den Myrtenkränzchen mustert

„Lina, der Stuhl mehr nach rechts, sonst kann Herr Superintendent da nicht vorbei“ — doch nichts weiter als ein runder, hübscher, dicker, von sich und seiner Wichtigkeit begeisteter und sehr liebenswerter Backfisch.

Frau Gertrud lächelt leise. Hinter dem Vorhang nach der Diele klingen Stimmen, Flüstern, Lachen — ein Wagen rollt draußen durch die Villenstraße.

Tante Grete sendet einen blauen Siegerblick über den ganzen Saal. Lina und ihre vier wunderhübschen Genossinnen in schwarz-weiß flattern an die Tür. „Da kommt schon unser junges Paar,“ sagt Tante Grete. Ihre Stimme jitters. Ein Handschuhknopf rollt wie ein Tränchen über den Türkissammet. Sie seufzt ein bisschen, strebt nach dem Vorhang, und flüstert noch: „Kathleen ist mir ganz wie eine Tochter geworden . . .“

Frau Gertrud hört es nicht mehr. Einen kleinen, einen ganz kleinen Augenblick bleibt sie zurück. Sie stützt sich auf die Lehne des bekränzten Stuhles, auf dem gleich der Bräutigam sitzen wird. Sie sieht über die leere festliche Tafel hinweg. Ihre Blicke streicheln das blaue Parkett. Jeden Stern darin kennt sie. Dorf in der Ecke, wo der Weihnachtsbaum immer stand, der lange Kräher, den hat Ossi mit den neuen Schlittschuhen gezogen. Dorf am Fenster, der Fehler in der Leiste, den hat Kurtchen mit dem Hammer herausgeklopft . . . Die helle Winter-

sonne scheint auf die beschneite Brüstung. Da hat Georg das Vogelhäuschen gehabt für die Kinder. Wie Inger jauchzte, wenn die Meisen auf der Walnußschale schaukelten... Inger...

Ja hier, gerade hier an diesem Platz — da sollten Kurzchen sitzen und Inger. O wie schön steht der Kranz in deinem silberblonden Haar; o Rose of may, kind maid dear sister...

„Treulich geführt, ziehet dahin.“ Der Klavierspieler paust, was der etwas ausgeleierter Bechstein nur hergibt. Durch den bunten Vorhang blickt Gretens aufgeregtes Gesicht. Onkel Friß stützt an, überholt und abgespannt. „Ja, Trude, ich bitte dich, — wo bleibst du...“

Nun sieht sie wirklich bei Tisch und lächelt geduldig zu Frißens etwas abwesenden und nicht grade neuen Wizzen. Grete unterhält sich vorzüglich mit dem Superintendenten. Schon sein Titel erhebt sie, sie blickt mit einer beinah katholischen Ehrfurcht zu ihm auf. „Ach, ich bitte Sie — wo man es so gerne tut. Und es ist doch eigentlich Kurts Vaterhaus — nicht wahr, ein wirklich schöner Raum — ja — und Kathleen (hier hat Grete feuchte Augen, und der Brokat-pompadour wird mühsam geöffnet) — Kathleen ist mir in diesen Tagen ans Herz gewachsen wie eine Tochter.“

Frau Gertrud hört Gretens Rede durch all das Stimmengeschwirr und Messer- und Gabelklappern. O Grete! Und ganz deutlich sieht sie Georgs Gesicht, wie er ihr zubleinzelt. Er warkele den ganzen Abend auf Gretes Reden. „Grete ist so erquickend,“ sagte er dann noch im Bett. „Womit ich nicht sagen will, daß ihre Kinder es nicht sind. Nur nicht so liebenswert; sie haben zu viel von Friß.“

Frau Gertrud kehrt etwas verwundert in die Wirklichkeit zurück, als der Superintendent ans Glas schlägt. Sie hört kein Wort von seiner sicher sehr guten Rede. Sie hat zu deutlich Georgs Stimme gehört.

Kathleen hat den Kopf erhoben und versucht zu folgen. Hin und her versteht sie wohl schon einen Satz. Ihr schmales Gesicht zeigt das maskenhaft höfliche Lächeln der wohlerzogenen Engländerin. Eine außerordentlich schöne Braut. Die sehr blauen Augen mit den dunklen Wimpern, der sehr rote, sehr üppige Mund mit dem ein bisschen bitteren Ausdruck, geben dem Gesicht etwas Gescheiteres und Leidenschaftliches.

Nein, Frau Gertrud liebt solche Gesichter nicht. Auch nicht diese große überslanke, selbstbewußt-gefragne Gestalt. Mittelgroß war Inger, beweglich...

Frau Gertrud versucht ein paar Worte der Rede zu erhaschen... Erzähl für Elternhaus, ferne Mutter, — mütterliche Liebe — — das gilt Grete... Sie lächelt verbindlich, sie weiß, das wird jetzt von ihr erwartet. Ja armes Kind, es muß bitter sein, so ganz allein im fremden Land, mit der Verwandtschaft vereindet! Ganz theoretisch empfindet Frau Gertrud Mitleid. Eigentlich ist es romantisch. So um einen Mann... und das ist nun Walter...

Sie starrt in ihr Weinglas, das sie mechanisch hebt. Solche grünen Römer hat sie auch. Ossi frank so gerne daraus...

„Liebe Mutter.“ — „Mother dear...“

In Walters grauen Augen, in den schönen, übergroßen blauen Augen unter dem Schleier ist ein flehender Blick. „Was verlangen Sie von mir?“ denkt die Mutter. Nur keine Umarmung, bloß das nicht... Gott sei dank nein. Unstehen ist eigentlich sehr hübsch. So festlich und so gar nicht verpflichtend. Nun werden noch so drei, vier Reden steigen, und dann kommt Gretes Sensation, die Schlagsahnenbombe mit gebräunten Mandeln, — und dann der Tischwalzer, — nun, und schließlich, einmal wird ja auch das Brautpaar gehn, — und dann bald, sehr bald wird auch der Wagen vorfahren, der sie und noch einen ganzen Schub alter Damen nach Hause befördern wird.

Wirklich, der Augenblick kommt. Sie kennt das Zifferblatt an Frißens englischer Uhr schon beinah auswendig, so lange hat sie darauf hingestarrt. Nun noch das Bedankgestammel an Grete (Grete schlau lächelnd, ein bisschen kitzlig, ein bisschen verschämt: „grüßt die Kinder...“), ja und dann steht sie auf der Freitreppe. — Von drinnen kommt noch Gelächter und ein paar Takte der Peruanerin. Lina stürzt mit Decken voran zur Gittertür. Tante Amanda und Tante Agathe folgen sachte. „Gott ist das glatt, — na Friß hätte besser streuen lassen sollen — Lina, ich habe falsche Gummischuhe an...“ Lina läßt das Gittertor offen, der Kutscher knurrt und schlägt mit den Händen, die alten Damen halten still in der Lichtinsel vor der Tür. — Frau Gertrud geht ganz langsam allein von ihnen bis zu dem Wagen und sieht den langen Schatten der riesengroß gewordenen Blaufannen auf dem mondhellernden Schnee, sieht die Schneekappe auf dem kleinen Brunnen, sieht den Schatten des Gittertors wie ein blaues Flechtwerk auf dem mondhellen Weg. Wie still ist der Garten, wie weiß! Wie dunkel ist es an der Hecke! Sie will hinsehen. Sie kann es nicht. Ein tiefes Grauen

überfällt sie. Sie ist dankbar, als die Tanten mit vielem Geschrei ihr nachkommen. Sie huschelt sich in die Wagenecke neben Tante Pauline, die da schon ein kleines Nickerchen macht. „Gute Nacht, Lina.“ — Ach wie jung ist Lina — aber wie fahl sieht sie im Mondlicht aus! Alles sind Gespenster. Auch die alten Fräuleins neben ihr, die da im Dunkel schnattern, das ganze Menu durchgehn, vergnügt klatschen, schallend lachen. Gespinste auch sie, ungelebte, verstaubte, abseitige Wesen... ach Leben sehn, fühlen, hören!...

Der Wagen hält... „Na Trudchen, du schlafst wohl schon? Wach auf, Trudchen! Hast du auch den Schlüssel, ja? — Kutscher, halten sie noch, bis die Dame aufgezlossen hat! — So so — na gute Nacht, Trudchen, laß dir alles gut bekommen...“

Nun steht sie drin, und das Licht brennt wirklich. Aber wie ist es still in dem Treppenflur; o wie schaurig ist es, diese stille, helle, grenzenlos einsame Treppe hinaufzugehn. Es ist wie ein Traum: die Beine kleben wie gelähmt an jeder Stufe. Einsamkeit, Einsamkeit! Wie das seidne Kleid rauscht. Was weht hier so kalt, das Fenster ist doch zu. Der Mond liegt drin, aber es ist ganz besessen.

Grad wie sie die Flurtür ausschließt, erlischt das Licht auf der Treppe. Aber im Flur iff's hell. Ob Mine das für sie angeknüpft hat, ehe sie schlafen ging? Sicher. Auf dem Herd hört sie das Wasser kochen — Mine hat an sie gedacht.

Sie schließt ab — ach auch Mine ist alt, — ganz alt. Und das schüttelnde Grauen, die Angst, der Ekel, diese kalte Verzweiflung — alles ist wieder da, fällt sie an der Schwelle an wie ein Hund. Leben, nur Leben fühlen. —

Sie geht mechanisch gerade aus und in das kleine Wohnzimmer. Auf dem Nähtisch muß noch das Buch liegen, der kleine Novellenband, den sie gestern anfing.

Sie dreht das Licht an und ist verwundert, aus dem Nebenzimmer einen Lichtspalt schimmern zu sehn. Ach und dort hingeschleudert über die Lehne des kleinen Sofas am Ofen liegt Kathleens weißseidnes Kleid. Die Schuhe liegen unten, eilig abgestreift, einer noch auf der Schwelle...

Sie bückt sich, sie hebt ihn auf, stellt ihn sorgsam neben den andern. So hübsche Schuhe; so ein hübscher, schmaler, langer Fuß...

Und plötzlich kommt durch die Mitternachtsstille ein Laut — ein leises, jauchzendes, schluchzend erstcktes Lachen...

Frau Gertrud sitzt auf dem Sofa neben dem Ofen. Sie streichelt das Kleid, das schöne glän-

zende, reiche weiße Kleid. Wie warm es hier ist; wie still und gemütlich; ach, es ist doch schön, so Nächte aufzusitzen; ja und es ist auch richtig, daß sie so prächtig angezogen ist — so recht festlich, wie lange, lange nicht... Und ganz leise, ersterbend in einem verhauchenden Schrei, zittert noch einmal das Lachen durch die Stille...

„Nein Grete, wirklich — ich habe keinen Brief aus Hamburg — schon seit vierzehn Tagen nicht. Walter war in Holland, ja, — und Kathleen blieb zu Hause. Sie haben ein neues Mädchen seit dem 1. August und sie wollen zum 1. Oktober eine perfekte Köchin nehmen... Ob sie's können? — Ach Grete, wenn Walter so etwas macht kann er's, — er hat doch auch die Villa mit aller Einrichtung gekauft... Nein Grete, ich habe keine Großmutterahnen — wirklich nicht. Walter schreibt nichts von so etwas. Komisch? Ja, er war immer sonderbar.“

Es ist beinah ein Monolog, den Frau Gertrud da hält, wie sie Tante Grete nach uralter Gewohnheit — noch aus Pensionstagen her — bis an die nächste Ecke begleitet. Grete braucht diese kleine Ovation nach jedem Besuch. Sie ist immer in fliegender Eile, muß immer gleich gehn und bei dieser Abschiedsbegleitung fallen ihr hundert Fragen ein. Außerdem ist es eine Erquickung, sich so im Tageslicht zu überführen, wie jung man blieb gegen die arme Gertrud. Nein wahrhaftig, eigentlich sieht sie in dem ewigen Trauerkleid mit dem weißen Kragen aus wie eine Klosterfrau, die ihre Haube vergessen hat...

„Na dann also endgültig auf Wiedersehen... Da kommt meine Bahn...“

Tante Grete hüpf in dem kurzen blauen Kostüm wie eine ganz junge Frau aufs Trittbrett. Auf ihrem Seidenfilz blinkert die Herbssonne. Der große Iltiskragen verdeckt beinah ihr rosa Gesicht, aber sie winkt jugendlich mit den Sammetpatschen.

Frau Gertrud winkt mechanisch zurück. Der Wind weht scharf um ihre Stirn, hebt das immer noch krause seine Haar. So leer ist ihr Kopf, so leer. Der Asphalt der schmalen Vorortstraße glänzt im fahlen Mittagslicht.

An der Haustür stößt sie auf einen Depeschenboten. Für wen der wohl was gebracht hat?

Sie geht langsam. Treppauf. Das wäre auch nicht nötig, daß Mine die Tür zum Flur aufreißt, damit Rosenbaums und Schmidts und Amtsrichters alle ja riechen, daß es bei uns wieder Kohl gibt...

„Inä Frau, inä Frau!!“ — Mine steht oben.
— „Nu man rasch, — ein Telegramm aus Hamburg. Der dumme Bengel wollt's mir gar nicht geben.“ —

Sie stürzt hinauf. Ein Telegramm — ach sie hat Depeschen bekommen, schreckliche Depeschen — es ist furchtbar, so einen Papierstreifen zu öffnen.

Mine stellt ihr einen Stuhl hin, mitten auf die Schwelle. „Nu man erst hinsehen — erst sehen — sohe, sohe — Na aber nu! (nämlich: ich hab all aufgemacht) . . .“

Und dann liest sie es. Mein Gott, wie kann ein Blaufüst so etwas Wunderbares schreiben:

Georg, Oswald, Kurt grüßt seine Großmutter.

„Mine, Mine.“ — Nein, Mine ist kein hinreißender Anblick mit der grisen Küchenschürze, in die sie sich außerdem eben schneuzt. Bewahre, sie ist auch gar nicht gemütlich trog aller Rührung, sondern bocksteif und plättbrettig und von dem Geruch selbstbewußter Altjugendfassauerlichkeit und angebrannter Kohlsuppe umwittert — aber es ist doch gut, an ihrem Hals zu hängen und zu weinen, fassungslos zu weinen und immer wieder zu sagen: „Denk dir bloß, denk dir bloß Mine, — ein Jungchen!“ —

„Na, ich wartete all seit vorje Woch' drauf“, sagt Mine und zieht den Stuhl von der Tür fort, die sie leise schließt, denn der Herr Amtsrichter kommt. „So ungefähr dacht ich mir das.“

Sie ist merkwürdig tolerant. Der Kohl ist sowieso angebrannt, da läßt sie sich Zeit für Gefühle. „Jetzt müssen jnä Frau sich hinlegen und ich mach Tee. Recht schönen starken. Und so um Drei gehn jnä Frau zu Tante Grete, — zu Frau Kommerzienrat — und erzählen alles . . .“

Ach wie lange hat sie geschlafen. Es ist halb vier. Sie setzt sich rasch auf, läuft ganz schnell in den Flur, läßt sich von Mine in Hut und Mantel helfen und stürzt davon. Ihr ist so frei, so leicht, — so richtig ausgeschlafen. Sie fühlt aber ganz schnell nach dem Papier auf ihrer Brust.

Herr Rosenbaum kommt eben aus seiner Tür und grüßt etwas verwundert.

Frau Gertrud sieht nicht seine Verwunderung. Sie geht eilig aus dem Haus, besinnt sich ein bisschen, geht gerade aus, bleibt an der Haltestelle stehen, winkt der Bahn, steigt wie schlafwandeln ein. Sie gibt dem Schaffner ein viel zu hohes Trinkgeld, sieht alle Mtsfahrenden lächelnd und abwesend an, bemüht sich vergeblich, die Gegend

zu erkennen, steigt endlich auf gut Glück aus und entdeckt, daß sie am ganz falschen Ende gelandet ist. Sie lächelt ein bisschen schlau, — nun, so wird Grete es eben später hören. Ja, sie ist nun richtig früher Großmutter als Grete. — Ihr Lächeln ist nicht ganz ohne einen kleinen Triumph. — Großmutter — . . .

Das Lächeln verschwindet, aufgesogen von einem großen Strahlen, das über ihr Gesicht geht. Sie saßt an den Staketenzaun neben sich, — so mächtig erschüttert sie dies Gefühl. Und wie mit überirdisch geschärften Sinnen sieht sie das grün und gelb gefleckte Laub der hübschen kleinen Allee, das gelbe Abendlicht, das wie mit einem Scheinwerfer über Bäume und Hecken glänzt, sieht blinkende Fenster, rote Geranienbündel davor, sieht das junge Mädchen auf der Veranda, die eine Fuchsie aufbindet, sieht den Jungen, der auf einem blihenden Rad vorübergleitet, sieht in dem kleinen Garten hinter dem Staketenzaun vor einem Strauch weißer Dahlien eine eingetopfte Nelke mit vier dunkelroten Blüten neben einem kleinen Spankorb mit Tomaten stehn. Wie schön ist all das! Sie atmet tief. Wie köstlich ist diese herbstelige, tauklare, feuchte, ein bisschen rauchige, nach Acker duftende Abendluft!

Sie wandert weiter, gleichmäßig, mit schwappendem Schritt, leise lächelnd. Den Blick nach Westen gerichtet, nach dem glühenden, wie von goldenem Staub flimmernden Abendhimmel.

Die Häuser bleiben fort, die Gärten weichen zurück. Ein beizender Geruch von schwelendem Kraut zieht über halb abgeerntete Kartoffelfelder und den Opaldunst später Feuerchen. Erste Winterung schimmert grellgrün mit rötlichem Hauch zwischen fahlgrünen Wiesen und dunkelgrünen Rübenfeldern. Violettbrauner Acker, Süberpappelgebüsch an eingezäunten Baustellen, eine flammende Ahornallee — alles geht wie Bilder an ihr vorbei. Wo sie wandert, leuchtet das Licht nicht mehr. Von der raschelnden Buchenhecke neben ihr weht Abendkälte über den glatten Weg, von dem Feuchtigkeit aufsteigt wie Wasser. Die Sonne ist nicht mehr zu sehn. Hinter den sanften Wipfeln eines Gutsparks strahlt der Abendhimmel in rosigem Glühn. Das Leuchten, schimmernder wie Feuer, leuchtender wie Blumenblätter, verslutsel über den türkisnen Himmel bis zu den tiefblauen Ufern des Ostens. Zwei wilde Enten, schwarz und zierlich, flattern durch das Licht.

Was ist das für eine seltsame kleine Scheuer, die da in der riesengroßen Koppel steht? Eine

Gärtnerei hier draußen? Wie grellbunt sind die Beete.

Nun erkennt sie es. Durch die junge verfrorene Allee der besenstieldürren Ulmenstämmchen kommen ein paar schwarzverschleierte Frauen. Sie sieht ihnen still nach. Wie traurig die Alte geht. Wie ist es möglich, daß heute jemand traurig ist?

Frau Gertrud bleibt stehn. Sie blickt über den kahlen, riesengroßen neuen Kirchhof, der hier draußen auf seine Bestellung wartet.

Eine umgitterte Grabstelle mit alten Lebensbäumen, Sandsteintafeln, ein Name, ein Spruch — und dann „zum Andenken“ — und drei Namen, drei Daten, drei fremde Ortsnamen, furchtbare Namen von fremdem Klang. — —

Wo hat sie das gesehn — hat sie das alles geträumt?

Sie versucht diese Namen nachzusprechen, — sie entgleiten ihr. Sie versucht sich an die geliebten Gesichter zu erinnern — nur eins bleibt schaffenhaft wie ein weißer Nebel in dem goldenen Abendlicht — das teure greise Gesicht, das sie ins Totenkissen beftete. Eine tiefe Müdigkeit liegt darüber — aber auch ein großer Friede.

Wo sind die Andern? — Wie sahen sie aus? zerfetzt, zerstückelt, verbrannt — ihr Leib feit doch in mir! Geliebte Körper, die ich gewaschen und geküßt habe, — zierliche Häupter, an deren zarten Schädeln meine liebkosenden Hände jede zarteste Wölbung kannten, — Augen, in denen mir jedes Aderchen vertraut war — seht mich an. — —

Nein, die Erinnerung versagt. An nichts, an gar nichts mehr kann sie sich erinnern. Nur einen Augenblick lang huscht es vorbei, blond

wie Lindenblüten. Wie früher, wenn sie am Fenster saß und nähte und Inger mitten im Spiel einmal über die Terrasse lief und ihr zunickte ...

Die Tore des Todes sind zugeschlagen für immer. Auch die Schatten der Schatten sind hinabgeglitten.

Aber Leben von ihrem Leben ist hingegangen und hat an die beryllnen Mauern geschlagen. Und das Perlenstor hat sich geöffnet und Leben wiedergegeben.

„Georg, Oswald, Kurt.“

Irgendwo dort im Westen, wo die Sonne, die hier schon untergegangen, noch auf den breiten Strom scheint, schläfst er in seinem Körbchen neben Kathleens Bett, (gute Kathleen — keine Fremde mehr) — den ersten Schlaf der Erde, — flaumig, rosig, tierhaft klein, unendlich schütbedürftig. Ohne Erinnerung, ohne Kenntnis des Leidens. Nicht das gleichmäßige Dröhnen des Krieges im Ohr — nein, erfüllt von dem sanften Muschelbrausen der Ewigkeit, — so ist er wiedergekommen, ihr Fleisch und Blut.

Hierher wird er kommen, durch diese Straßen mit ihr gehn; Gärten werden hier blühen bis an diesen Zaun, um all die Ziegelhäuser, die da so eilig noch vor dem Winter aus den kahlen Wiesen wachsen. An ihrer Hand wird er gehn durch diese Stadt, in die er gehört, diese Heimat, in der er gezeugt ist. Mit großen ernsthaften Augen wird er zu ihr aufsehen mit all den holden Ähnlichkeiten des verwandten Bluts. Nach ihrer Hand wird er greifen mit der kleinen Hand, deren Form, deren Griff ihr so vertraut ist, wird sie mitziehn in das rosige Glühen ihres Abends, der sein Morgen ist, — er, der stärker war als die Toten, er, der Lebendige.

Das „Triptychon vom Meere“ des Malers Gerhard T. Buchholz*)

Von Martin Borrman

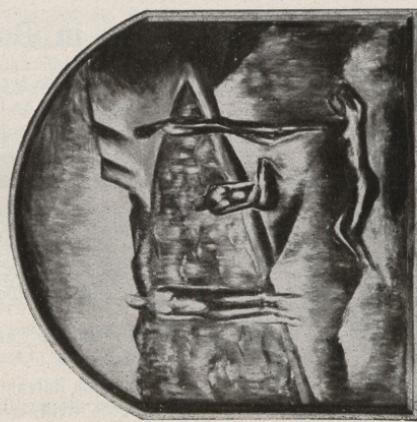
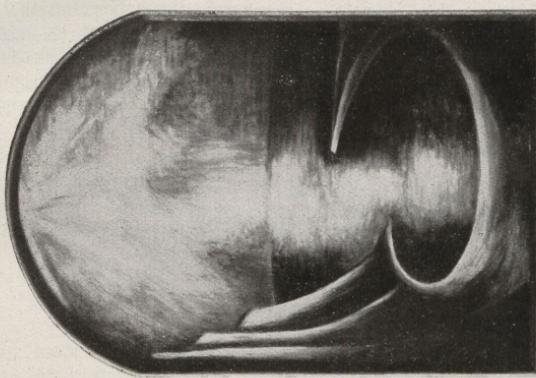
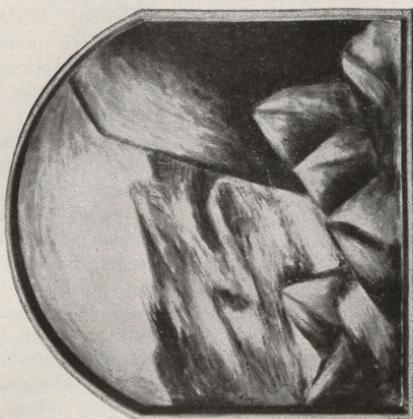
Das Atelier liegt drei Stockwerke hoch — genau über den Büroräumen jener Bühne, an deren Stätte den Schöpfer der vielfachen Welten, die hier oben entstehen, Wirksamkeit als Theatermaler knüpft —, der östlichen Stadt Nebellust drängt sich gegen seine hohe Fensterwand, und ein Gebirge von Schornsteinspitzen und Mietshofsklüsten späht in seine Stille, durch eine Luke zieht feuchter Vormittagsrauch; dennoch kann hier das Auge in das Innern nicht übertönen, denn für die kargerem Seiten seiner Heimat hat der Künstler Licht aus ihrem

Sommer aufgespart, das sich in der winterlichen Umgebung auswirkt als dreiteiliges Altarbild der Natur, als Mittelbild mit zwei Flügelbildern, heißes Meeres- und Sonnentriptychon, das die Rebenschwaden draußen bekämpft und besiegt, überwindet und tötet:

Als Erster hat Gerhard T. Buchholz Form und Begriff des Triptychons mit seinen

*) In seinem Königsberger Atelier, Rohgärtner Passage 1, hat Gerhard T. Buchholz ein dreiteiliges monumentales Bild „Das Triptychon vom Meer“ ausgestellt, das in der Heimat wie im Reich größte Beachtung finden sollte.

Gerhard L. Buchholz, Königsberg. „Triptichon vom Meere“



ihm verkoppelten Gefühlen aus der individuellen Religiosität kirchlicher Darstellung gelöst und auf das phantastische Gottschauen in der Landschaft übertragen. Selbst wenn man in seinem „Triptychon vom Meere“ die Flügelandschaften nur als formale Expressionen wertet und ihre Religiosität im engeren Sinne verneint — wie etwa in den Triptychen der Kirche das Mittelbild für uns als das heilige Wunder gilt, und die Flügel nur die reine Historie geben — bleibt unausstilbar als religiöses Erlebnis die Mittags-Unendlichkeit seines Mittelbildes, dessen Himmel die Ewigkeit im Irdischen will. Dieses Mittelbild gibt das Erlebnis des Meeres an sich, gibt die Glut der Bucht und die Glut der unendlichen Fläche, den Eros antiker, interessanter, ist hier ausgemerzt und gebannt, kein Einzelmoment mehr, sondern das Ganze gegeben, die folgerichtige Abstraktion nicht „abstrakt“, sondern sinnlich gebunden. Unter diesem lauteren, blühhaften, weißen, schimmernden Licht, über dem Mittelmeerblau dieses Wassers, erwacht Niehsches Mittags-Stimme:

„Wann, Brunnen der Ewigkeit, du heiterer, schauerlicher Mittags-Abgrund, wann trinkst du meine Seele in dich zurück? — Was geschah mir: Horch! Flog die Zeit wohl davon? Falle ich nicht? Fiel ich nicht — horch! in den Brunnen der Ewigkeit? — Läß mich doch! Still! Ward nicht die Welt eben vollkommen? O des goldenen, runden Balls!“

Das linke Seitenbild gibt die Idee der Ruhe, das rechte Bewegtheit; links sind die Linien rhythmisch straff, rechts unruhig, nicht zu messen; die Menschen auf dem linken Flügel, in logischer Folge zum Inhalt des Mittelbildes, sind abstrakt. Das rechte Seitenbild hat Buchholz neuerdings umgearbeitet und mit dem Rhythmus einer nach dem Mittelbild hin aufsteigenden Linie durchsetzt, der demjenigen des linken Seitenbildes entspricht. Den Farben-Grundakkord bildet einmal der Gegensatz zwischen dunklem Rostbraun und tiefstem Blau, sodann das schimmernde Weiß der drei Himmel, die jedesmal leuchten; was auf der Photographie im Aufbau noch konstruiert wirkt, verbindet im Original die Farbe zu einem köstlichen und organischen Ganzen.

Jimmer singt dich mein Blut,
meine Gedanken erkennen dich.
Aber ich weiß, nie gehörst du mir an.
Wenn ich dich denke,
verklärt sich die Zeit.
Ich bin voller Glück.
Wann werde ich sterben?
Ich bin so totbereit.

Rudolf Wolff, Danzig

Auf dem Marienturm in Danzig

Unter dem Turm, unter dem Wind liegt die Stadt.
Über den Dächern in Sonne zerweht
Rauch an Türmen vorüber ins Dünenland,
über Wasser und Schiffe hin,
hin bis zur niederer blauen Wand See.

Dachsstiel, Rücken an Rücken, Mauergewirr,
Plätze voll winziger hastender Menschen.
Und plötzlich der tiefe unmessbare Fall
die dunklen Ziegelhohlkanten hinab,
der von den Gassen, den Plätzen, den Häusern,
der von allem Da-unten jäh auf ins Auge steigt;
der heraufklimmt die Fugen des Steins,
ein Luftgespenst, Windgeist, Tiefenzwang,
ein unsichtbar packender Raumschreck.

Aber der Blick, der den Fall tat,
lautlos sinkend an leuchtendem Steinrot,
lautlos aufschlagend auf ebenem Gassengrund,
hebt sich wieder,
hebt sich zum Erdenrand —

und umwandernd den Domstein
läßt er schwingen die mächtige Scheibe
von Stadt, Land, See,
von Sonne und Wolken —
bis in dunklem Turmrohr,
fast erloschen,
er langsam stufen nieder
zur Erde kreist.

Wilhelm von Scholz

Gerrit Engelke

Von Wilhelm Bolze

Der Name dieses Dichters gehört seit etwa einem Jahre zu den meistgenannten in der modernen Literaturkritik. Das zu Beginn dieses Jahres erfolgte Erscheinen seines nachgelassenen Gedichtbandes „Rhythmus des neuen Europa“ (Verlag von Eugen Diederichs in Jena) und die ausschließliche Tatsache seines Todes als eins der letzten und schwersten Opfer des schöpferischen geistigen Europa im Weltkriege haben einen Kult und eine Verherrlichung dieses Dichters hervorgerufen, wie wir sie eigentlich nur bei den allergrößten Künstlern der Weltliteratur erlebt haben. Diese überschwellige Lobpreisung bedeutet in doppeltem Sinne ein Unrecht. Einmal enthält sie eine ungerechtfertigte Herabsetzung alles übrigen zeitgenössischen Schaffens und eine Verzerrung jedes kritisch-kritischen Maßstabes, und zum andern ist Gerrit Engelke selbst eine viel zu wertvolle künstlerische Persönlichkeit, als daß er zum Gegenstand einer billigen literarischen Sensation herabgewürdigt werden dürfte. Vielmehr ist Engelkes Dichtertum so stark und groß, daß es unbedenklich die schärfste kritische Würdigung verträgt, und gerade durch die objektive Charakterisierung der Grenzen und Unvollkommenheiten seines Gesamtwerkes ist es möglich, die wirkliche Bedeutung des dichterischen Phänomens, das Gerrit Engelke in der Tat darstellt, ins rechte Licht zu rücken.

Es ist müßig, heute Beitrachtungen darüber anzustellen, was dieser Dichter noch zu leisten vermocht haben würde, wenn ihn nicht drei Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes die Kugel des Kriegsgegners dahingerafft haben würde; ob beispielsweise seine ganz ungewöhnliche Begabung auch universal genug gewesen wäre, um in der dramatischen und erzählenden Dichtung gleich gewaltige Leistungen zu vollbringen, wie sie uns im Nachlaßbande seiner Lyrik vorliegen. Sicher ist nicht zu viel gesagt, wenn man feststellt, daß mit Gerrit Engelke eine hohe Verbehrzung ausgelöscht worden ist, ehe sie hat Erfüllung werden dürfen. Aber der Beurteiler hat sich ohne Leidenschaft lediglich an das überkommene Werk zu halten und muß mit lebhafter Trauer feststellen, daß sich die ganze geistige und künstlerische Leistung dieses Dichters in einem einzigen Gedichtband erschöpft.

Ungewöhnlich wie sein Werk ist auch der Werdegang Gerrit Engelkes. Hannover ist seine

Wiege und das werktätige Proletariat die Bevölkerungsschicht, der er entstammt. Das Malerhandwerk sollte sein Broterwerb werden, und die Dürftigkeit seines Alltagslebens zwang dem jungen Lehrling, der durch die Auswanderung seiner Eltern ganz auf sich selbst gestellt war, ein karges, entzagungsvolles Dasein auf. Schon früh aber trieb ihn ein starker Drang zur Literatur, zum Theater und ganz besonders zur Musik, und frühzeitig reisten auch schon seine ersten dichterischen Versuche, die er in scheuer Zurückhaltung nur einem Freunde seiner Kindheit anvertraute. Mit staunenswerter Beharrlichkeit versenkte er sich tief und mit einem unfehlbaren kritischen Instinkt in die Schätze der Weltliteratur und erarbeitete sich allmählich eine Bibliothek von fast 400 Bänden. Von Homer und Dante und den Klassikern der Neuzeit bis auf die modernsten Autoren hatte er das Wesen der wichtigsten Persönlichkeiten und Strömungen der Weltliteratur völlig in sich aufgenommen.

Im Frühjahr 1914 trat er mit einem Bündel Gedichte vor Richard Dehmel. Der erkannte sofort seine starke dichterische Kraft und Originalität und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen, ebnete ihm auch den Weg in die Öffentlichkeit. Dann verschlang ihn der Krieg und hielt ihn vier Jahre lang als einfacher Soldaten im Schützengraben. In den letzten Kriegswinter fällt seine Bekanntschaft mit Heinrich Lersch während eines kurzen Genesungsaufenthaltes im Rheinland. Noch einmal kam der versickerte Strom seiner Dichtung zum Durchbruch, bis er in den ersten Novembertagen 1918 jäh für immer verstopft wurde.

Diese äußersten Daten haben oberflächliche Kritiker verleitet, Gerrit Engelke in die Gattung der Kriegs- oder Arbeiterdichter einzureihen. Selbst wenn sich aber diese schematische Rubrizierung überhaupt für andere Dichter der jüngsten Generation durchführen ließe, so wäre sie bei Engelke ganz verfehlt. Das Erlebnis des Weltkrieges nimmt in seinem Schaffen nur einen ganz geringen Raum ein. Die äußersten Schranken des Soldatendienstes und die Tiefe seiner Veranlagung haben ihm kaum eine so schnelle geistige und künstlerische Bewältigung des Kriegserlebnisses ermöglicht.

Aber auch zu den „Arbeiterdichtern“, denen man vielleicht Lersch, Bröger, Barthel, Pehold und andere zuzählen könnte, gehört Engelke keines-

wegs. An sich ist dieser Begriff ja durchaus irreführend, denn für die ästhetische Würdigung eines echten Künstlers hat seine soziale Stellung nur untergeordneten Wert, und wo sie für die Beurteilung einer literarischen Persönlichkeit wesentlich wird, liegt eben die Bedeutung dieser Persönlichkeit nicht in erster Linie auf künstlerischem Gebiete und haben wir kein reines, vollwertiges Dichtertum vor uns. Natürlich prägt sich im inneren Erlebnis, in Weltanschauung, Stoffwahl usw. jedes echten Künstlers auch seine soziale Stellung aus, und so ist auch die proletarische Herkunft Engelkes in seinem Schaffen unverkennbar. Aber er ist über sie so weit hinausgewachsen, wie mehr als ein halbes Jahrhundert vor ihm der Maurerssohn Friedrich Hebbel. Deshalb ist Engelke, wenn man ihn schon einmal nicht als eine ganz einzigartige literarische Erscheinung gelten lassen will, nicht jener Gruppe zuzurechnen, die man als „Arbeiterdichter“ zu bezeichnen sich gewöhnt hat, sondern gehört dank der explosiven Wucht seiner Gestaltung, dem kühnen Höhenfluge seiner Phantasie, seiner dithyrambischen Ekstase und der Tiefe und Weite seiner Gedankenwelt eher zu dem hochintellektuellen Kreise der Bruno Quandt, Joseph Winckler und mancher Expressionisten, wie Alfred Wolfenstein und Curt Corrinth, wenn ihm auch glücklicherweise die Effekthascherei und nervöse Überreiztheit gewisser Jünger des Expressionismus weitestgehend fehlt.

Mit diesem Hinweis dürfte am ehesten die Eigenart von Gerrit Engelkes Dichtertum ange deutet sein. Nicht im Sinne einer gewissen literarischen Moderichtung unserer Zeit, deren Originalitätssucht nur künstlerisches Unvermögen verbergen soll, sondern wie der junge Goethe, Hölderlin, Nießliche ist Engelke Expressionist. Ein kosmischer Zug weht durch seine Dichtung, und die religiöse Inbrunst der Pfalzendorf dichtet jaucht und stammelt in ihr. Darin erweist sie eine nahe Verwandtschaft mit der Musik, und der Genius Beethovens, dem Engelke mehrere Dichtungen gewidmet, und den er über alles verehrt hat, drückt auch mit seinem Titanenfrohe, seiner tragischen Größe und der innigen Frommheit seines Gemüts der Ausdrucksform dieses Dichters ihr Gepräge auf. Der musikalische Gehalt seiner Verse schreit oft geradezu nach der kongenialen Vertonung, und das „Lied der Kohlenhäher“ erscheint mir beispielsweise als Textunterlage für einen grandiosen Männerchor.

Stofflich enthält Engelkes Dichtung das denkbar zeitgemäße Grundmotiv, das Ringen um

Erlösung aus der materiellen Begrenztheit und Niedrigkeit der Welt und um die geistige, seelische und soziale Höherentwicklung des Menschentums. So ist es wirklich im tiefsten Sinne der „Rhythmus des neuen Europa“, der uns aus diesem Buche mit orgelhaft dröhrenden Klkkorden entgegenklingt. Das Antlitz der Großstadt und die Mechanisierung und Industrialisierung des schöpferischen Geistes, das soziale Elend unsrer Zeit und die seelische Vereinsamung des Menschen sind in packenden Bildern von hämmerner Wucht und Plastik gestaltet. Daneben steht eine Erotik von fortreizender Leidenschaft und Aufrichtigkeit, eine Erotik von leuchtender, flimmernder Farbenpracht, dann wieder eine Naturstimmung von zauberhafter Insichversunkenheit. Als Beispiel für diese wundersame Ergriffenheit, Keuschheit und Zartheit von Engelkes Empfindungswelt sei hier die nachstehende Probe wiedergegeben.

Nachsegen.

Herrlich ist die Nacht erblüht,
von jedem Blinkstern sprüht
ein Himmelstropfen —

Die dunkelschwere Schweigestadt
schläft friedlich, tagesatt,
unter Himmelstropfen —

Die ganze Stadt ist überregnet
vom Licht, das alle Schläfer segnet,
diese Nacht.

Aus allem inneren Erleben des Dichters tönt immer wieder die Stimme des Weltgeistes, das Sausen des Weltrades, die ungeheure Symphonie der Sphären, der Herzschlag Gottes. Die „göttliche Benommenheit“ ist das Leitmotiv seiner Weltanschauung, das immer wieder durchklingt. Und so gering an Umfang die dichterische Gestaltung seines Kriegserlebnisses ist, so restlos ist in ihr der lebte Sinn dieser Weltkatastrophe erschöpft. Das mögen die folgenden Schlüsseleze des leichten großen Gedichtes „An die Soldaten des großen Krieges“ erhärten, das er den Weltvölkern als sein Vermächtnis hinterlassen hat.

Von Front zu Front und Feld zu Feld
läßt singen uns den Feiertag der neuen Welt!
Aus aller Brüsten dröhne eine Bebung:
Der Psalm des Friedens, der Versöhnung, der
Erhebung!

Und das meerrauschende, dampfende Lied,
das hinreißende, brüderumarmende,
das wilde und heilig erbarmende
der tausendfachen Liebe laut um alle Erden!

Dass den Gedichten Engelkes vereinzelt noch der letzte formale Schliff fehlt, bedeutet bei der Selbstverständlichkeit dieser Feststellung ebenso wenig eine Herabsetzung seiner künstlerischen Gesamtleistung, wie die Tatsache, dass er sich noch nicht von den Einflüssen mancher Vorbilder, wie des von ihm besonders verehrten Walt Whitman, freigemacht hat. Umso bewundernswerter ist die hohe Reise, von der die schönsten seiner Dichtungen Zeugnis ablegen. Freie

Rhythmen meistert er mit gleicher Vollendung wie strenge Versmaße, wie etwa in dem Terzinenengesange „In Flur und Licht“, und die Musik seiner Wortkunst ist oft geradezu berauschkend. Mit echt dichterischer Intuition fühlt er sich in viel behandelte Stoffgebiete der Weltliteratur ein und erweist sich in ihren Neuschöpfungen als ein episch-lyrisches Genie, das die strengsten Vergleiche nicht zu scheuen braucht. Man vernehme nur beispielsweise das herrliche Gedicht

Eurydike.

Orpheus! Orpheus! zerstrahle die Schatten,
brich leuchtend zu mir!
Orpheus! mein Herz will ermatten —
mein Herz schreit nach dir!
Orpheus!

Geliebter — hörst du mich rufen?
Die Nacht wühlt mich zu —
O, ich kann nicht — mehr rufen —
Orpheus, wo — bist — du?
Wo — bist — ?

Geliebter! Strahlender! die Nacht, die Nacht
droht; finstres Weben!
Geliebter, ich sinkt! ich sinke in Nacht,
ich kann dich nicht sehen —
Orpheus?

Mit welcher erschütternden Lebendigkeit ist hier der gellende, allmählich verhallende und in Hoffnungslosigkeit erstickte Schrei der dem Tode versunkenen Gattin gestaltet! An diesem Beispiel zeigt sich auch am eindrücklichsten, wie hoch Gerrit Engelke über seine proletarische Herkunft hinausgewachsen ist.

Jäh wie ein glanzüberfluteter Meteor ist Engelke am deutschen Dichterhimmel empor-

gestiegen und zerborsten. Sein eines einziges Nachlaßwerk lässt ihn als ein Phänomen erscheinen, dessen Größe überhaupt nicht begrifflich zu umschreiben, und dessen Verlust für die deutsche Kunst unermesslich ist. Als Trost bleibt uns jedoch die Hoffnung auf den geistigen Aufstieg aus den Tiefen unsres Volkes, der in Gerrit Engelkes Dichterlaufbahn eine so unerhörte Verwirklichung gefunden hat.

Aus zwei ostpreußischen Herbsttagen

Von Maria Schade

Vor dem Sorquitter Schlosse steht der grüne Jagdwagen. Als gute Jägerin überzeugt sich die Gräfin von Mirbach, bevor sie einsteigt, ob auch die Büchse und die Patronen in dem Gewehrkasten liegen. Dann greift sie prüfend nach dem Rucksack. Alles ist in Ordnung. Auf dem Bock wedeln in freudigem Ungeduld die angekoppelten Hunde. Der Diener macht dem Kutscher ein Zeichen: die Pferde ziehen an.

Auf der breiten, sorgsam gehaltenen Gutsstraße bleiben die Leute beim Herannahen des Wagens ehrerbietig stehen. Die Kinder unterbrechen ihr Spiel, verneigen sich tief; fast berühren die Flachsköpfe den Boden.

In der Schmiede blüht das Feuer. Der kräftige, geschwärzte Schmied läßt rasch den Hammer sinken, trifft von dem Pferde zurück, das er ge-

rade beschlägt, zieht die Müze. Freundlich erwidert die Gräfin jeden Gruß.

In der Spätnachmittagssonne glänzt die Kirche. In diesem Frieden liegt das Pfarrhaus unter würdigen alten Bäumen. Vor dem Hospital erheben sich die greisen Weiber von den Bänken.

In Chabrim wird gehalten, um die Hunde frei zu lassen. Mit hellem Gebell springen sie vom Bock.

Der Name des Vorwerks Chabrim ist aus der Umkehrung des Namens Mirbach gebildet. Hier stand ehemals eine heidnische Burg, das ursprüngliche Sorquitten. Auf den Fundamenten dieser Burg errichtete man die jetzt stehenden Gebäude. Bei der Arbeit stieß man auf Armbinge, Streitkräfte, Urnen, Spangen, Fibeln. Reihenweise in nischenartigen Vertiefungen fand

man diese Schäze einer vergangenen Zeit, die in der „Prussia“ zu Königsberg aufbewahrt sind.

Der Tag ist heiß. Der Schatten der Lärker Allee tut wohl. Vom See kommt köstliche Frische.

Anmutig liegen die Häuser der Waldarbeiter. Und dort das Haus des Forstverwalters. Fast verdeckt von prächtigen, alten Bäumen, den Blick auf den See, lehnt es sich an den Wald.

Wir kommen an einem kleinen sauberen Häuschen vorüber.

„Villa Nadelstruh“, erklärt die Gräfin lächelnd und nicht freundlich dem Manne zu, der in seinem Gärtchen hantert.

Ein fleißiger Schneider hat sich hier zur Ruhe gesetzt. Zwischen Wald und See genießt er die Früchte seiner Arbeit. Um ihn blühen Malven und Nelken; im Stalle grunzen die wohlge-nährten Schweine.

Der Wald, der ostpreußische Wald! Wie schlank und hoch die Kiefern stehn! Nicht satt sehen kann sich das Auge an dieser stolzen Pracht. Die Tannen! So üppig, so dicht, daß die Zweige kaum Raum haben voreinander. Und durch das dunkle Grün des Nadelholzes schimmt festlich der weiße Stamm der Birke.

Still ist es. Auf dem braunen Waldboden liegt ein heller Lichtstreif. Ab und zu knickt es unter den Rädern des Wagens — leise.

Kein Wort. Andächtig wird die Seele in diesen grünen Paradiese.

Aufmerksam mustert die Gräfin ihre Umgebung. Die Hand langt nach der Büchse im Ge-wehrkasten.

„Halt!“

Sie steigt aus. Rasch ist die kräftige Gestalt im Grün verschwunden.

Ich bleibe heute in der Nähe des Wagens: die Erdbeeren in der Eichenhonung haben es mir angefan. Die Erdbeeren...? Nicht einmal streckt sich meine Hand nach den lockenden Früchten aus. Gebannt von dem Zauber, der mich umgibt, muß ich seben, lauschen...

Der alte Pirschkutscher, der die Gelegenheit benutzt, um Brennesseln für seine Schweine zu pflücken, hält es für seine Pflicht, mich zu unterhalten. Diese Leute glauben immer, daß man sich langweile, wenn man äußerlich bewegungslos bleibt. Ausführlich erzählt er mir, wie die Nesseln gebrüht werden müssen, ehe sie in den Trog kommen, wie gut sie für die Maß sind.

Ein Schuß.

„Das ist die Frau Gräfin.“

Eilig birgt er die gesammelten Schäze in dem Kassen unter dem Bock. Ich bin auch schon auf dem Wagen. Die Hupe tönt. Rasch fahren wir dahin. Die Zweige der Eichen streifen mein Gesicht. Rechts ein Abhang in leuchtendem Grün, zu linker Hand eine Anhöhe, dicht bewachsen mit schwarzen Tannen.

Da steht schon die Gräfin:

„Sie haben mir Glück gebracht. Kommen Sie!“

Wir steigen den Abhang hinab. In dem leuchtenden Grün, ausgebreckt wie zum Schlafe, liegt ein Schmaltier. Wie zart die Farben des Felles sind! Fast beneiden könnte man das Wild um dieses Ende, so ohne Leid, ohne Schmerz, eben noch in voller Kraft die Schöne des Waldes genießend, und dann...

Ich trete näher. Auf dem weichen Felle liegt ein Eichenzweig. Ich verstehe. In seinem Empfinden hat die Gräfin die Schußstelle verdeckt: die Wunde soll mich nicht erschrecken.

Vorsichtig ist der alte Pirschkutscher herangekommen; voll Andacht blickt er auf das erlegte Tier. Still senken auch wir das Haupt.

Leise, leise klingt es in den dunkeln Zweigen: das Singen einer Harfe, die ganz besondere Saiten hat, und die nur die Hand des großen Meisters spielen kann. Tiefer neigen wir uns vor dieser Hand, die auf den höchsten Wipfeln weit über unjern Häuptern ruht und auf dem feinsten Kraute zu unseren Füßen. — — —

Wer einmal den Fuß in den ostpreußischen Wald gesetzt hat, kann sich nur schwer von ihm trennen. Und schwer wird auch dem Sommer das Scheiden. Schon lange steht der Herbst warfend da, die Farne schwimmen gelb und rot, aber im Sorquitter Walde liegt noch die Sommersonne.

Tüchtig sind wir herumgepirscht. Nun irrt schon die Dämmerung durch den Forst.

„Sie werden müde sein,“ sagt die Gräfin zu mir. „Ein Stadtkind ist nicht so an Bewegung gewöhnt wie ich. Fahren Sie langsam nach den „Vier Fütterungen“. Auf einem Umwege komme ich auch dorthin.“

„Weidmannsheil!“ rufe ich der im Grün Verschwindenden nach.

„Weidmannsdank!“ tönt es zurück. Schritt um Schritt gehen die Pferde dahin. So kann ich all das Schöne recht sehen, genießen. Man möchte tausend Augen haben, damit einem nichts von diesem herbstlichen Farbenzauber entgeht.

„Die Frau Gräfin . . .“

Die Stimme des alten Pitschkusschers weckt mich aus meinen Träumen.

Wirklich da steht sie. Sie winkt:

„Folgen Sie mir! Tuen Sie immer genau das, was ich tue. Still! Kein Wort!“

Wir gehen einen schmalen Waldsteig. Vorsichtig biegt die Gräfin die Zweige der Buchen auseinander. So leise wie möglich bemüht sie sich, aufzutreten. Ich folge ihrem Beispiel.

Sie wendet sich um, macht ein Zeichen. Schnell schlage ich den grünen Kragen meiner Joppe in die Höhe: nun wird das Weiß der Bluse nicht mehr verrätherisch schimmern.

Vorsichtig legt sie sich auf den Boden. Ich tue dasselbe. Ein Geräusch schlägt an mein Ohr, ein seltsames, noch nie gehört Geräusch . . . Meine allmählich an das Dunkel sich gewöhnenden Augen sehen . . .

Die Gräfin betrachtet mich besorgt: sie fürchtet, daß mein Staunen mir einen Ausruf entlockt. Wiederholt legt sie warnend die Hand auf den Mund. Und unwillkürlich presse ich die Lippen fest aufeinander.

Dicht vor uns kämpfen zwei Schaufler. Lauf schlagen ihre Stangen aneinander. Die roten Glieder blitzen zu uns herüber. Eigenartige Töne dringen an mein Ohr: Ausrufe der wildbewegten Tiere.

Da . . . Fast wäre mir ein Wort entschlüpft . . . Dieses Wort hätte den Zauber gebrochen.

Ein Reh durchschaut das Dickicht . . . Flehend sind die braunen großen Augen auf uns gerichtet . . . Das sanfte Tier bittet für die Kämpfenden . . . Unsagbar rührend ist dieser Blick . . .

Jetzt bin ich es, die besorgt auf die Gräfin schaut, auf die Büchse in ihrer Hand . . . Aber die Gräfin röhrt sich nicht, auch sie ist ganz gefesselt von dem Zauber dieses Bildes.

Ich sehe . . . Ich lausche . . . Immer wilder wird der Kampf . . . Immer heftiger schlagen die Stangen aneinander. Jenseit liegen die roten Farne am Boden . . . Blut . . . ? Nicht doch, noch fließt ja kein Blut . . . Aber jeden Augenblick . . . Jetzt . . . jetzt . . . rennen wohl die Gegner sich die Stangen in den roten Leib . . . Immer leidenschaftlicher, abgerissener tönen ihre Schreie . . . Und dicht . . . Ganz dicht neben diesem wilden Kampfe steht ruhig das sanfte Reh, die lieben Augen immerfort auf uns gerichtet . . .

Lautlos erhebt sich die Gräfin. Still wie sie gekommen, geht sie zurück. Mir ist's, als könnte ich mich nicht von dieser Stelle forttröhren; mit

Gewalt muß ich mich losreißen . . . Noch einmal wende ich mich um . . . Das Reh . . . Das Reh . . . Diese Augen . . . Und die Kämpfer . . . Wie wird es enden . . . ?

Wir stehen wieder vor unserem Wagen.

„Sie fürchteten wohl, daß ich schließen würde?“ fragt die Gräfin, indem sie ihre Büchse entlädt.

Ich fühle, daß ich rot werde.

„Was denken Sie von mir! So schußgerecht auch die Tiere waren, nie werde ich ein Bild zerreißen, das in seinem Kampfe doch so viel Liebe birgt.“

Schweigend fahren wir heimwärts. Meine Gedanken eilen zurück zu den Schauflern, zu dem Reh . . .

„Sie hätten wohl gerne das Ende abgewartet?“

— Solch ein Kampf dauert oft sehr lange. Und es ist schon spät. Wir müssen eilen, damit wir pünktlich zum Abendessen kommen. Schramm, schonen Sie nicht so Ihre Braunen!“

Der Kutscher fährt rascher.

Da schimmert das Schloß durch die Bäume. Gassisch blicken uns die erleuchteten Fenster entgegen. Auf der steinernen Vorstreppe warten die Diener.

„Ist der Herr Graf schon zu Hause?“

„Der Herr Graf sind eben angekommen.“

In der Halle ist der Tisch gedeckt. Die hohe Lampe mit dem roten Baldachin verbreitet angenehmes, mildes Licht.

Ich eile die Treppe in die Höhe. Toilette wird nach solchen Pitschfahrten nicht gemacht; aber man muß sich doch säubern.

Schon tönt die Glocke: der Ruf zu Tisch.

In die Halle treten Graf und Gräfin, gefolgt von ihren Hunden. Die Gesichter frisch, die Augen leuchtend in Freude und Kraft.

Die Gräfin spricht das Tischgebet. Wir sezen uns nieder. Geräuschlos gehen die Diener hin und her. Hinter dem Stuhle des Grafen steht der hochgewachsene Leibjäger mit den breiten silbernen Tressen an dem grünen Rock. Ab und zu stöhnt mich einer der Hunde an: eine sanfte Mahnung, mitfeilsam zu sein.

Der Graf berichtet von seinen Erlebnissen. Er hat Jagdglück gehabt: ein starker Bock, dem er lange nachgegangen, ist ihm heute zu Schuß gekommen in dem herrlichen Heinrichshöfer Walde mit dem silberklaren Wasser zwischen den dunklen Tannen.

Ernst blicken die gewaltigen Köpfe der Eiche von den Wänden der Halle auf uns hernieder. Sie scheinen zu lauschen.



Kalender Ostmark 1922

Verlag Georg D. W. Callwey, München

Rudi Hammer: „Bildnis von Maria Lahrs“
(siehe Weihnachtsausgabe „Ostdeutsche Frauen“)

Nach dem Essen gehen wir noch einmal unter die Linden, um von diesem wunderbaren Platze aus auf den See zu blicken.

Schweigend liegt der See da. Über dem Wasser steht jetzt der Mond. Das bleiche Antlitz ist kein gerötet: Freude über das Schöne, auf das es herniederblickt. Dunkel ragt der Ostrow, der eigentliche Park, früher eine Insel, jetzt eine Halbinsel, in das silberglänzende Wasser. Regungslos recken sich seine mächtigen Kiefern, Tannen und Buchen gleich Riesen zum nächtlichen Himmel. Rechts die Eichenallee, die Park

und Ostrow miteinander verbindet. Davor das Schilf, in dem es sonst rauscht. Jetzt schlafen die schlanken hohen Binsen, die Wasserrosen und die Taucher, die im Lichte des Tages sich auf der klaren Flut schaukeln.

Und wieder ist es mir, als höre ich das leise, leise Klingeln ... Aber der Wald schläft ja jetzt. Doch die Hand, unter der auch die stummen Zweige Sang und Sprache bekommen ... Nein, sie ruht nicht. In immer gleicher Liebe waltet sie in dem gesegneten ostpreußischen Walde.

Kalender Ostmark 1922*)

Wir geben hier die Einleitung des Herausgebers für den schon im Novemberheft besprochenen Kalender, aus dem wir einige, besonders kennzeichnende Abbildungen bringen, wieder:

„Dieser Kalender ist ein Gruß der abgetrennten Mark ans Mutterland, ein Händereichen räumlich geschiedener Familienmitglieder, die innerlich zusammengehören und es auch äußerlich bleiben wollen. Die ganze Familie kämpft ja einen schweren Kampf, aber der unsrige ist der Kampf der Alleinstehenden und deswegen um so schwerer.

Neben uns als Nachbar ein unruhig wogendes und oft gefährlich brandendes Völkermeer, zwischen uns und der großen Mutter Deutschland der Arm des fremden Volkes, um uns herum und in uns selber überall Sturmzeichen des Unterganges oder des Neuerschaffens — wer kann's unterscheiden! — Da ist es wohl geraten, Fäden herüber und hinüber zu spinnen, alte Beziehungen aufzunehmen und möglichst viel neue zu knüpfen.

So ist dieser Kalender entstanden, der erste in seiner Art und deswegen noch unvollkommen,

aber hoffentlich der erste in einer Reihe von viel besseren. Er wird denen im Reiche willkommen sein, die Altpreußen ihre Heimat oder ihr Jugendland nennen, und wird in ihnen freundliche Erinnerungen wachrufen. Aber auch die anderen Stammesbrüder und -Schwestern, die eine unvollkommene oder sogar falsche Vorstellung von uns und unserem Lande haben, werden aus ihm durch Bild, Wort und Klang erkennen, daß hier viele Schätze an Naturschönheit und Menschentum vorhanden sind, die auch die älteren deutschen Brudertümme noch bereichern und erfreuen können. Und daß hier viele fleißige Hände und Köpfe schaffen, um die gemeinsame Kultur zu verteidigen, zu vertiefen und zu erhöhen. In dem großen Kampfe des Geistes gegen die Materie wollen wir Leute der Nordostmark mit unseren Brüdern im Reich Schulter an Schulter zusammenstehen für die Menschheit durch unser Deutschtum.“ Robert Budzinski

*) Die schriftstellerischen Beiträge und die Noten wählte und ordnete Karl Plenzat, Königsberg. Als Herausgeber zeichnet ferner Walther Große.

Bewährung

Von Dr. Ludwig Finckh, Gaienhofen

Wer eine Heimat hat und warm gebettet ist, wird es nicht verstehen. Wer noch nicht gelitten und gehungert hat, an den wende ich mich nicht.

Es gibt fünfhunderttausend Deutsche, die heimatlos sind in Deutschland. Es sind die Flüchtlinge, die vertriebenen aus dem Baltenland, aus dem Elsass, aus Posen, Westpreußen, aus dem Saarland, aus allen Grenzgebieten. So weit sie nicht schon zugrunde gegangen sind, leben sie in Deutschland, verarmt, entrichtet, ohne Arbeit und ungefüttert, staatsrechtlich oft als Ausländer behandelt. Das sind die Leute, Männer und Frauen, auf die wir einst so stolz waren als auf die Pioniere, die Vorkämpfer, die Eckpfeiler unseres Deutschtums! Sie hatten sich schon bewährt; sie waren vom besten Kernholz. Und was ist jetzt mit ihnen?

Ich lasse eine Baltin erzählen; aber es ist kein Einzelfall, es ist typisch. Barbara Behrens, die Lehrerin, war selbst Fabrikmädchen in Triberg und wird es vielleicht wieder werden. Sie sagt:

„Es war ein Mann, dessen Familie in Eland zurückgeblieben war, irgendwo auf einer Station. er war weifergesahnen und gegangen von Stadt

zu Stadt, von Dorf zu Dorf. So stand er eines Tages am Büroschalter, wo ich gerade saß, und bat mit herzerreisenden Worten um Arbeit. Und wieder mußte ich eine Absage bringen. Dann fragte er mich, wann der Zug ginge, er wolle fort, nur fort von hier, wo er aus allen Fabriken und Geschäften hinausgestoßen worden sei. Um Geld zu bitten wagte er nicht, aber ich sah es ihm an, daß er fast nichts mehr hatte. Er wird wohl einen Blick von mir aufgefangen haben, denn verlegen griff er in seine Tasche und holte zwei frische Eier hervor. „Die hat mir ein gütiger Bauer geschenkt, der mir auch ein Glas Milch gegeben hat. Die Eier habe ich aufgehoben; vielleicht würden Sie sie mir abkaufen?“ Ein Mensch, der nicht einmal in der Not zu betteln wagte! Ich tat, was nur Schuldigkeit war, und werde seinen dankbaren Blick nie vergessen. So gibt es Tausende hier, die nah am Verhungern sind und doch es vorziehn, als irgendwo zu bitten.“ —

Wer es gut hat, der denke einen Augenblick nach. Es sind heimliche Tränen, die geweint werden. Diesen tapferen Menschen zu helfen, muß kostlich sein. Was ist das für eine Zeit, da

man so viel und so leicht helfen kann! Ich scheint mir der Augenblick da, wo sich der Mensch bewähren kann. Ich habe nicht gewußt, daß es so viele feine Menschen bei uns gibt.

Die Flüchtlingsfürsorge des Bundes der deutschen Grenzmarken-Schuhverände, Berlin, Prinzessinnenpalais, nimmt jeden Beitrag an.

Der sterbende König

Zündet die Kerzen im düsteren Saal!
Wiegst euch im Walzer, tollt in der Gavotte!
Denn Blatt und Blüte ward dürr und fahl.

Ach, ihr Schönen, lacht doch im Spotte!
Laszt eure stolzen Lippen sich röten,
laszt eure seidenen Schleppen wehn —
— ach, ihr Augen, ihr könnt siegen und töten.
Kavaliere — ihr könnt siegen und untergehn!

Lacht doch, lacht doch, Klarinette und Geigen,
lacht doch, lacht doch, seid wild, seid toll,
alles soll lachen — keiner soll schweigen.
Diener, gießt die kristallenen Schalen voll!

Heut darf kein Fuß einen Takt lang ruhn,
kein Becher darf ungefrunken sein!
Tanzt, tanzt, tanzt mit den seidenen Schuhen,
bis alle Hähne im Lande schrein;
bis der letzte Wein am Boden vergossen,
bis eure Augen vom Staube blind,
bis alle Pagen in Liebe zerflossen,
bis alle Herzen gebrochen sind!

Wiegst euch im Takte der Sarabande,
trinkt des Burgunders purpurnes Rot!
Tanzt! Heut bin ich noch König im Lande —
— und morgen — — tot!

Margarete Stahl

Am Kleinbahnhof

Von Franz Mahlke

Ich stand an der Kleinbahnhaltestelle und die langhalsige Lokomotive kam singend durch das Wiesengrün gelaufen, wie ein großer Junge, der in die Ferien tollt. Ein einziges Wäglein schaukelte hinterdrein. Das war der Schuljungenfornister. Da kroch ich hinein. Ich saß am Ausflug und rollte mit. Da kamen die Gotteswunder der lieben Heimat gegangen.

Es war noch ganz früh. Die Sonne warf rote goldene Lichtgarben ins blühende Land. Ein weißer Kranz von Anemonen kniete an den Altarstufen des tiefgrünen Bergwaldes. Ein paar struppige Weidenköpfe bespiegelten sich in dem schliffspurumstarrten Feldweiher.

Aus den grünen und goldenen Felderrauten stiegen fröhlichernde Raketen.

Dann kam eine schwarze Tannenmauer. Damit es nicht so dunkel sein soll, hatte der liebe Gott dort ein paar Königskerzen angezündet, weiß ins Land leuchtende Goldlichter.

Mein Herz hat sich von allem etwas mitgenommen. Nun bin ich in meiner stillen Arbeitsstube und freue mich meines Reichtums.

Wenn ihr auch so glücklich reich sein wollt wie ich, dann müßt ihr nicht „in die Welt“ wenden. Eure Heimat ist die Wiege aller Schönheit.

Geht in eure Wälder, oder setzt euch in eine Kleinbahn. Ihr werdet unvermerkt in das Bergwerk eures deutschen Herzens kommen. Und da liegen Goldadern, die euch die Feinde nicht stehlen können.

Lönslied

Ein Lied weint durch den Wald.
Im Morgengraße lag ein Tau.
Von Sternen war die Nacht so blau.
Blutrot vom jungen Tag.
Blutrot vom jungen Tag.

Ein Lied weint durch den Wald.
Im Morgengras ein Jägersmann —
rot küßt sein Mund den grünen Tann.
Bleiblau dabei der Tod.
Bleiblau dabei der Tod.

Ein Lied weint durch den Wald.
Spätsommersäden spann der Tag.
Im Grase tot ein Jäger lag.
Des Leides sei geklagt.
Des Leides sei geklagt.

Paul Hiesgen

Rundschau

Eindrücke im Osten

Von Walter von Molo

Im Frühjahr 1921, auf Anregung Carl Langes hin, fuhr ich nach Ostpreußen zu Vorlesungen. Ich sprach in Elbing und sah die nimmer rastende Tätigkeit der Industriestadt, ich sah die Schätze der dortigen Stadtbibliothek, ich fuhr durch das machtvolle starke Landschaftsbild, von dem wir nicht Ostdeutschen so erschreckend wenig wissen, noch klangen in mir die Erlebnisse der Seele im „Korridor“ nach, noch sah ich vor mir die vernichteten Flugzeuge bei Schneidemühl — ich war bitter und schmerzlich bewegt, da kam ich nach Allenstein; ich lernte den Regierungsrat Dr. Marks kennen, den Mann, dem wir für seine Arbeit für den Osten, in der Abstimmungszeit, Unendliches zu danken haben — ich atmete auf: ich fand den Geist der Ordensritter von einst in den ostdeutschen Heimatknechten, ich fand ein prachtvoll eingewachsene Geschlecht, das nicht viel redet, das handelt, Erzählungen des Vergangenen, Entschlossenheit gegenüber dem Zukünftigen, das Ordenschloss, der wundervolle Buchenwald schon blau bestern im Grunde, abends die Kopernikus-Gesellschaft — hohen Herzschlags voll kam ich in Königsberg an. Eine mächtige, unheimlich starke Stadt, die mich in der Kraft ihrer Urgewalt erst bedrückte, dann der Abend im Goethe-Verein, dann eine nächtliche Wanderung mit dem herrlichen Menschen Dr. Ludwig Goldstein durch Königsberg: das kloßige Ordenschloss (tausend Erinnerungen an die Gestalten meiner Trilogie), Kants Grabkapelle, das Skelett des Ordensritters im Dom mit dem lateinischen, wohl selbstgewählten Grabprache: „Nun war genug des Raufens“, das Wasser, die Börse daran, die Kant-Weggedanken gab, der Choral vom nächtlichen Turm — dazu ein prachtvoll brauender Sturm, der die Riesenschaften gigantisch in der Nacht bewegte — E. T. A. Hoffmann Gesichte — ich liebe Königsberg! Dann gings nach Insterburg, ein moderner Künstler echtester Prägung, Architekt Hans Scharoun, voll flutender Innengesichte, der Vortrag, am nächsten Tage ein Ausflug mit dem lieben Ehepaar Scharoun in ein litauisches Dorf, Gefang, Tanz und diese vertiefende Landschaft — unvergeßlich; im Zuge Lektüre eines vorbildlich klugen Aufsazes von Winnig in seiner Wochenzeit „Morgen“, ja Ostpreußen, dir gehört das Morgen! In Memel, die französische Trikolore über der Stadt, die großen Erinnerungen an die Luisenzeiten, das Denkmal Simon Dachs, die Nehrung, der Goethe-Bund, Zusammensein mit herrlichen Menschen und dann das Persönlichste: auf dem Kirchturm in Memel, unter blauem Himmel, über der Frühjahrslandschaft, die See, das Haff vor Augen, Friedrichs Zita-

delle zu führen, stieg entlastendes Lachen in mir auf, wer doch immer auf so einem Kirchturm über den vergänglichen Dingen und Bedrückungen stehen könnte, der hätte das Lachen und damit den Sieg: mein Lustspiel „Till Lausebums“ entstand in diesen Augenblicken auf dem Memeler Kirchturm — Wochen später in Oberösterreich und Steiermark schrieb ich es nieder, die Erlebnisse Ostpreußens, den befreienen Ausblick nach dem Osten vom Memeler Kirchturm im Herzen. Ich bin nun für immer dem Osten verbunden. Unvergleichlich diese Landschaft, unvergleichlich diese Menschen, von denen ich ja nur einige nennen kann.

Drei Dinge als Resultat: der Osten kann nur verstanden werden, hat man ihn erlebt — ihn von Berlin „regieren“ zu wollen, ist schädlicher Irrsinn.

Es ist die Pflicht aller nicht Ostdeutschen, denen am ganzen Deutschland liegt, den Osten kennen zu lernen, geistige Fäden zwischen ihm und uns zu knüpfen und fest zu spinnen — es gibt keine bessere, beglückendere Zuhörerschaft als die Ostpreußen, Memel nie dabei vergessen!

Ich danke dem Osten neue Kraft, Lebensfreude und ein Werk, das bald zum ganzen Deutschland sprechen wird — ich grüße dich, Osten, dich altes Kulturland, das nie Kultur mit Zivilisation verwechselte, im Osten lebt noch Friedrichs Geist.

Gesegnetes Land, liebe Menschen, die Landschaft der Marienburg, ich grüße Euch von ganzem Herzen. Ihr seid mir Süddeutschem Seelenheimat geworden, ja, es gibt noch ein Preußen, es gibt noch ein Deutschland, von Euch kommt wieder das Licht dereinst.

Ich will für Euch werben!

Deutschischer Heimatbund, Danzig

1. Deutschkundliche Woche.

[7.] Aus dem Wunsche heraus, der Heimat durch Verbreitung der Wissenschaft über sie zu dienen, entsprang der Plan, eine deutschkundliche Woche zu veranstalten. Der Ausschuß für Volks- und Heimatkunde unter Prof. Dr. Löbner übernahm die Vorbereitung. Und da sein Vorsitzender auch gleichzeitig Leiter der Deutschkundlichen Gesellschaft ist, so trat diese Gesellschaft mit auf den Plan. Die Vorbereitung der ganzen Veranstaltung lag in den Händen von Prof. Dr. Löbner, der Studienträte Klinkhoff und Dr. Arno Schmidt, sowie des Unterzeichneten. Bei der Kürze der Vorbereitungszeit (4 Monate) mußte schnelle Arbeit geleistet und manches, was erwünscht gewesen wäre, zurückgestellt werden. Erst drei Wochen vor Beginn stand die Vortragsfolge endgültig fest.

Am 4. Oktober 1921, abends 8 Uhr, begann die Woche mit einem Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Matthaei, dem Vorsitzenden unsres Bundes, über den „deutschen Gedanken in Altdanzigs Baudenkämlern“. Er ließ zunächst die künstlerisch-historische Entwicklung der Stadt am Ohre der Zuhörer vorüberziehen, erläuterte dann an zahlreichen Zeichnungen die Entwicklung der Kirchenbauten und Bürgerhäuser und ergänzte seine Ausführungen durch Lichtbilder. Der Vertiefung diente dann seine Führung durch den gewaltigen Hallenbau unserer Marienkirche am 5. Oktober, nachmittags 3½ Uhr.

Diefer 5. Oktober brachte den eigentlichen Beginn des Lehrgangs. Früh 8½ Uhr begrüßte Senator Dr. Strunk die über Erwartung große Zahl der Teilnehmer. Er dankte der Technischen Hochschule für ihre Gastfreundlichkeit, den Vorfragenden und Mitarbeitern für die freudige Arbeit zu dem Gelingen des Ganzen. Die große Bedeutung der Deutschkunde für unsres Volkes Zukunft hob er hervor und erinnerte an Jahns Wort, daß der Hochaltar unsres Volks im Tempel der Häuslichkeit stehe.

Dann folgten die beiden grundlegenden Vorträge. Über „Deutschkunde als Grundlage der Erziehung“ sprach Hochschulprofessor Dr. Neuschel-Dresden. Nachdem er die Notwendigkeit einer vaterländischen Einstellung für die Erziehung als das Wichtigste erwiesen hatte, untersuchte er die Frage, inwieweit Deutschkunde diesen Zweck zu erfüllen vermag. Die junge deutschkundliche Bewegung, erst kurz vor dem Kriege geboren, hat sich sehr schnell durchgesetzt. Selbst die anfänglich widerstrebenen Gymnasiaten gehen heute mit den deutschkundlichen Bestrebungen mit. Der klaffende Riß zwischen Bildung und Unbildung in unserm Volk wird sich schließen, wenn ihre Bestrebungen sich erst ganz durchgesetzt haben. Die deutschkundlichen Fächer: Deutsch, Erdkunde, Geschichte, Religion müssen Hauptfächer aller Schularten werden. Dass eine Überhebung über andres Volkstum dadurch hervorgerufen werden könnte, lasse sich nicht befürchten. Denn die deutsche Volksart, die Fremdsucht, wirke als Gegengewicht. Auswirken können sich die Deutschkunde aber erst, wenn auf allen Stufen mehr Deutschstunden auftreten. Bisher ist Deutsch auf den meisten höhern Lehranstalten nur das Aschenbrödel. Die fremden Sprachen dürfen nur Mittel zu dem Zweck sein, deutsches Wesen deutlich herauszuarbeiten. Verständlicher wäre es, wenn statt Deutschkunde „Volkskunde“ gesagt würde. Denn die Sprache und ihre Erscheinungen, Überzeugungskunst, das Kinderpiel und Lied, Volkschauspiel, Zauberpruch, Märchen, Musik, Redekunst, die Wörter und die Sachkunde, all das ist Gegenstand der Deutschkunde. Sie muß die deutsche Erziehung durchdringen.

Die Stellung der „Deutschkunde in der Schulreform“ beleuchtete Oberstudiedirektor Dr. Lenischau-Berlin. Er zeigte zunächst die üble Lage des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen. Je weiter nach oben, um so schmächer

werde er. Auch der Lehrplan passe sich diesem Schaffendasein an: Kulturbilder kenne er nur für die fremden Sprachen, nicht für das Deutsche. Instinktiv habe man für den Unterricht Entwicklungsschichten und Kulturgegeschichte zu verlangen, wozu von unten auf der Grund zu legen sei. Die Lesebücher bedürfen der Einstellung darauf. Als unnötiger Ballast aus ihnen zu entfernen seien die wissenschaftlichen Abhandlungen, wofern sie nicht streng den deutschkundlichen Forderungen entsprechen. Nur künstlerisch Wertvolles soll hier Aufnahme finden. Vor allem müsse man Raum für die Deutschkunde schaffen. Mehr als 30 Wochenstunden sollten verboten sein. Dafür müßte zu selbständiger Arbeit angeleitet werden. Von der deutschen Oberschule erwarte man mit Recht viel. Aber der Segen hängt davon ab, daß alle Anstalten sich der Deutschkunde annehmen. Und das ginge nur, wenn die Lehrerbildung entsprechend eingestellt sei. Hier ist zuerst einzusehen.

An der Aussprache, die einzelne vorgefragene Gedanken aufgriff und vertiefte, beteiligten sich Prof. Dr. Löbner, Oberstudiedirektor Runge, Studienrat Dr. Arno Schmidt, Dr. Carlstenn und die beiden Vorfragenden.

Der 6. Oktober begann mit einem Vortrag des Archivars Dr. Keyser über „Stadtgeschichte und Deutschkunde“. Als Reichskulmann wies er die Notwendigkeit geschichtlicher Einzelkenntnisse auf, sobald es um die Heimat geht — wenn es sich allgemein auch weniger um Kenntnisse als um Erkenntnis handle —. Das Gefühl, von der Vergangenheit abhängig zu sein, vermag die Menschen zusammenzuschweißen. Es muß darum geweckt werden. Die Einzelkenntnisse bewahren uns davor, jeder Geschichtslüge, die oft genug dreist aufgestellt wird, zum Opfer zu fallen. Und das sei besonders hier nötig, wo das Deutschtum in Abwehrschlacht gegen die Polen steht. Um beides zu erreichen, müssen zusammenarbeiten: Presse, Vereine, Schulen und Volkshochschule. Wichtig sei eine Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung.

Studienrat Dr. Arno Schmidt zeigte an „Danziger Sagen“, wie die Zeit Wandlungen vornimmt, die Berichte verändert und auf andre Dinge überträgt. Die Aufgabe des Gelehrten liegt darin, der ursprünglichen Form nachzugehn.

In herzerquickender Weise plauderte Elisabeth Lemke-Berlin, die Altmeisterin unsrer Heimatforschung, über „Volkskundliches aus Ost- und Westpreußen“. Von Tod und Zerm, vom Freien, Namensunterscheidungen, Verlobungstaschenbuch, vom Küschen, Hochzeiten, Testamentmachen, Kinderwiegen, Schuleben, Essen und Trinken, vom Glauben an Teufel, Geister und Weltuntergang hörten wir durch sie wie aus dem Munde der Leute, die es Elisabeth Lemke selbst erzählt hatten.

Am Nachmittag vereinigten sich die Teilnehmer im Danziger Stadttheater, um Marx Halbes „Strom“ zu genießen. Die Aufführung war außerordentlich packend, und die Zuschauer empfanden selbst die schwere Wucht der Lüge, die auf der ganzen Familie vernichtend lastete.

Unsere besten Schauspielkräfte Dora Ottenburg, Carl Brückel, Lothar Bühring, Ferdinand Neuerth, Artur Umann verhalfen dem Werk zu ergreifender Wirkung.

Der 7. Oktober war mit Vorträgen über Einzelsuchungen angefüllt. Rektor Gebräke berichtete über den bisherigen Stand der „Flurnamenzählung im Gebiet der Freien Stadt Danzig“ und zeigte an zahlreichen Beispielen den Zusammenhang zwischen Ortslichkeit, Siedler, Lasten auf dem Grundstück und dem Namen selbst. Der Vortrag liegt gedruckt vor in der „Danziger Schulzeitung“ 1921, Nr. 39—42.

Museumskustos Dr. La Baume beabsichtigte über „Vorgeschichtliche Haushaltsfunde“ zu sprechen. Eine Museumsführung am Nachmittag diente der Vertiefung. Da aber die Zahl der Teilnehmer außerordentlich groß war, die Museumsräume indes nur beschränkt sind, so befürchtete er, daß die Teilnehmer nicht genügend sehen würden. Er betrachtete daher im Lichtbild die bedeutendsten vorgeschichtlichen Funde der alten Provinz Westpreußen. Die Führungen fanden um 12, 3 und 4 Uhr statt.

Der Unterrichtsreiche zeigte dann, wie die genaue Kenntnis der Bedeutung unsrer „Straßennamen“ den Unterricht in der verschiedensten Richtung zu beleben vermag. Geschichte, Kulturgeschichte, Sprachkunde erhalten Schlaglichter, wenn die Straßennamen zur rechten Zeit herangezogen werden. Ihnen, die wie abgegriffene Münzen gedankenlos gebraucht werden, Leben einzuhauchen, damit das lebende Geschlecht unter ihrem Namen sich etwas denke, müsse all denen Pflicht sein, die Heimatbewußtsein wecken wollen.

Den Reigen am 8. Oktober eröffnete Prof. Dr. Löbner mit seinem Vortrag über „Deutschkunde und Dichtung“. In einem Überblick über die deutsche Literatur wies er nach, was an Werken für die Deutschkunde darin stecke. Sage und Märchen, Volkslied, Kinderlied und -Spiel, Lyrik, Epik und schließlich das Drama wurden in dieser Richtung gewertet. Nichts dürfe für sich behandelt werden, der Weltanschauung habe alles zu dienen; Anleitung sei zu geben, damit die Spreu vom Weizen zu trennen gelernt werde. Bewußte Pflege deutscher Volkskunst werde das deutsche Volk erneuern helfen.

Lehrer Kraski sprach über „Die Sammlung des mundartlichen Sprachschatzes“. Er erläuterte näher die Unterschiede der sieben verschiedenen Danziger Mundarten und ihr Vorkommen, gab dann Sprachproben und Anregungen, die Sprachschätze zu sammeln, wobei er des neuen Alt-preußischen Wörterbuchs gedachte, an dem seit Jahren Prof. Dr. Ziesemer in Königsberg arbeitet.

Museumsassistent Abramowski führte in Lichtbildern eine große Zahl heimischer Haushaltsfunde vor: Schränke, Wasensäße, Tische, Läden, Öfen, Krüge, Teller, Wasserbecken, Stühle, Bläser und Pokale. Alles meist heimische Arbeiten. Zwei Führungen durch das Stadtmuseum fanden am Nachmittag statt.

„Wie unsre Vorfahren sich auf dem Lande heimisch einrichteten“ schilderte Baurat Bernhard Schmidt-Marienburg. Wie das Bauernhaus und seine Innengliederung sich allmählich entwickelte, wurde durch Zeichnungen und Lichtbilder gezeigt. Von den beiden deutschen Hauptarten, dem sächsischen und fränkischen Haus, hat das letzte fast allein bei uns Eingang gefunden. Es bietet Gelegenheit, klein anzufangen und dann weiterzubauen, ist also für Kolonisten besonders geeignet. Vom breiten Mittelflur gelangt man einerseits in die große Stube mit den beiden Kammern, anderseits in den Stall oder bei Wohlhabenheit — in den Altkerker, die Sommerstube. Sehr häufig begegnen wir der Vorlaube am Giebel oder über dem Eingang. Berühmt ist die Verwertung des Fachwerks zu besondern Schmuckformen. Nahe Städte wirken allerdings auch auf den Landhausbau ein, der dann gern Dachformen annimmt.

Als Vorbereitung auf den Ausflug nach der Marienburg am Sonntag, den 9. Oktober, brachte Geheimrat Prof. Dr. Matthaei am 8. Oktober abends einen Vortrag über „Die Marienburg, ein Denkmal deutschen Geistes“. Aus der Geschichte der Burg erstand allmählich das ganze Bauwerk: Das Konventsgebäude mit seiner Vorburg genügte nicht mehr den Anforderungen, als der Landesfürst, der Hochmeister des deutschen Ordens, dort seinen ständigen Wohnsitz nahm. Das Hochschloß wurde ausgebaut, die Vorburg erweitert zur Wohnung des Hochmeisters, einiger Großgebietiger und der Gäste, und eine neue Vorburg erstand nördlich davon. Kurz vor der Tannenberger Schlacht (1410) war das ganze Werk vollendet durch den rheinischen Baumeister Claus Fellenstein. Die Aufgaben und ihre Lösung führen Zeichnungen des Vortragenden und Lichtbilder vor Augen. Ein kurzer Überblick über das spätere Schicksal der Burg endete dann bei dem unermüdlichen Wirken Steinbrechts um die Wiedererrichtung der alten Herrlichkeit.

Die Zahl der Teilnehmer am Lehrgang war so groß, daß kein Hörsaal unsrer Technischen Hochschule sie aufzunehmen vermochte und alle Veranstaltungen in der Aula stattfinden mußten. An Gesamteinzelnehmern waren allein 247 eingefragt; von ihnen stammten 40 aus dem Gebiet der Freien Stadt ohne Danzig, 21 aus dem Reich westlich des Korridors, 6 aus Ostpreußen und 1 aus dem alten Westpreußen (Pommern).

Besonders erfreut waren die Teilnehmer über die deutschkundliche Bücherausstellung. Lehrer Mahlau hat sich um ihr Zustandekommen besonders verdient gemacht. Da sie mit der Aula auf gleichem Flur lag, so konnte sie in allen Pausen in Muße besichtigt werden.

In dankenswerter Weise gewährten die Dampfergesellschaften: Norddeutscher Lloyd, Zedler-Elbing und van Riesen-Danzig Fahrvergünstigungen, wie auch alle Lehrgangteilnehmer am Studienmittagstisch der Hochschule mitessen konnten.

Der Verlauf kann als befriedigend angesehen werden. Dr. Carsten, Schriftführer

Fanny Lewald
Von Agnes Harder
(Fortschung)

Fanny Lewald war dreiunddreißig Jahre, als sie sich selbstständig in Berlin einrichtete, weil sie sich in dem kleinen Durchgangszimmer, das sie bisher in der Fremdenpension einer Verwandten bewohnt hatte, zu unbehaglich fühlte. Sie hatte mit sehr beschränkten Mitteln zu rechnen, und die beiden Zimmer am Hausvoordeplatz, die sie in einem düsteren Hause gemietet hatte, müssen nach ihrer Schilderung wenig anmutend gewesen sein. Aber ihr Freiheitsdrang ließ sie alle Annehmlichkeit des Vaterhauses vergessen. Ihr ältester Bruder, der sich zu dieser Zeit gleichfalls schwer durch die Ansänge einer juristischen Laufbahn kämpfte, war der einzige, der sie ein wenig unterstützte. Sie machte rasch genug die Erfahrung, daß dem, der nichts vom andern will, auch wirklich nichts gegeben wird. Ja, daß niemand auf den Gedanken zu kommen schien, daß auch ein tapferes Herz seine wehen Stunden habe. Da sie sich auch selbst bediente und natürlich allein ausging, während ihr ihr Vater bei ihrem letzten Berliner Aufenthalt einen Diener gehalten hatte, der sie auf Schritt und Tritt begleitete, so hatte sie sich nur gegen die Fragen ihrer Freunde zu wehren, wie eine solche Selbstständigkeit für ein unverheiratetes Mädchen möglich sei, und ob sie auch Herrenbesuche empfange. Fanny Lewald mußte auch das bejahen. Sie konnte sogar von einem Überfall Berthold Auerbachs erzählen, der eines Abends spät, noch nach neun Uhr, bei regnerischem Wetter bei ihr einfiel, weil er sich vorgenommen hatte, an diesem Tage „die Lewald“ kennen zu lernen, und bis zu dieser Stunde immer verhindert worden war, und den ihr Bruder, der zufällig bei ihr war, zuerst gar nicht einlassen wollte. So hatte sie vom ersten Tage ihrer Selbstständigkeit an Gelegenheit, gegen diese trüchte Erziehung der Töchter zu kämpfen, für die sie so oft den drastischsten Ausdruck findet, die in dem „keuschen Dunkel der Häuslichkeit“ ein Dämmerdasein führen sollen, bis es einem Mann gefällt, die Sorge des Vaters für sie auf die eigenen Schultern zu nehmen, und von denen das Leben doch, so wie es ihnen den Ernährer nimmt, dieselben harten Notwendigkeiten verlangt wie von dem Manne.

Tapfer geht die junge Schriftstellerin in Berlin ihren Weg, und sie macht die wunderbare Bemerkung, daß sie wirklich wieder jung geworden ist. Die bitteren zehn Jahre des innerlichen Kämpfens verschwinden, eine große Lebens- und Liebeszuversicht erfüllt ihr Herz. Das Leben erscheint ihr schöner mit jedem Tage. Ist sie, der sich alle Häuser, alle Herzen öffnen, die sie, die als älteste von sechs Töchtern daheim verbliebene und zurückstand? Mit Varnhagen, der verstorbenen Nahel Gatten, den sie auf ihrer ersten Reise aus jugendlicher Scheu nicht aufgeschaut hatte, obgleich ihre Mutter eine Schwester seines Schwagers war, und sie eine rechte Cousine von Ludmilla Assing, wurde sie nun

bekannt, später durch Stahr nahe befreundet. Sie konnte daran denken, eine weitere Reise zu machen, und schwankte lange zwischen Paris und Rom. Aber schon fesselten sie in Berlin tausend Fäden, die zu zerreißen ihr schwer wurde. Dort verklangen die leichten Töne der großen romantischen Harfe. Dort lebte als alte Frau Henriette Herz. Dort lernte sie an dem Teetisch von Luise Mühlbach, der Gattin Theodor Mundts, jene Therese Bachrath, Guzkows Freundin, kennen, die später auch ihre Bekanntschaft mit dem Großherzog Carl Alexander von Weimar vermittelte. Vierzig Jahre währt ihre Freundschaft mit dem Fürsten. Nie vergaß der Großherzog, seine Freundin aufzusuchen, wenn er nach Berlin kam, zum letzten Male geschah es wenige Monate vor ihrem Tode in ihrer Wohnung in der Bendlerstraße, wo sie mit einer alten Köchin und einer ebenso alten Kammerjungfer allein lebte. Die Briefe des Großherzogs (Verlag Pätz, Herausgeber Günther Jansen) geben Fanny Lewalds Bild wie im Spiegel wieder und sind ein schönes Denkmal für sie und für den, der sie schrieb, und der seine Seele nicht leicht enthüllte. Zwei Sterne stehen an ihrem gemeinsamen Lebenshimmel: Goethe und Rom. Im Jahre 1845 trat sie ihre italienische Reise an. Sie machte sie mit einem älteren Fräulein aus einfachen Kreisen, das durch einen Bruder, der Maler war, sich zur Kunst aezogen fühlte, denn ihr Vater wünschte nicht, daß sie allein reise, und noch immer fügte sie sich ihm.

Über der ersten Italienreise steht der Name Adolf Stahr, steht die Erfüllung ihres Lebens. Sie war in Rom ganz in das internationale Gesellschaftstreben geraten, in einen Kreis von Berühmtheiten, wie sie die ewige Stadt immer an sich fesselt, und dieser Kreis, zu dem Adele Schopenhauer und Ottilie von Goethe gehörten, hatte sie als völlig gleichwertig aufgenommen, als Stahr sie kennen lernte. Er war damals Professor an einem Gymnasium in Oldenburg und hatte eines Halsleidens wegen ein Jahr Urlaub bekommen. Die Fama hat mit dieser ersten Begegnung der beiden Menschen, die im leisten Sinne für einander geschaffen waren, gespielt. Sie hat die Romantik noch überbieten wollen und erzählt, daß sich beide im Vatikan vor dem Eros getroffen und in einem langen Anschauen gleich Wagnerischen Gestalten zueinander bekannt haben. In Wirklichkeit sind sie sich ihrer Neigung erst nach monatelangem intimem Umgang bewußt geworden, der Stahr fast täglich in Fanny Lewalds Wohnung führte, wo sie immer eine kleine Zwischenmahlzeit für ihn bereit hielt, da ihr alles Hausmütterliche lag und sie sich auf Krankenpflege gut verstand. Hatte sie doch zehn Jahre ihre an Halschwindsucht leidende Mutter gepflegt und konntet den Freund, der daselbst Leiden fürchtete, gleich zu Beginn ihrer Bekanntschaft über die Harmlosigkeit seines Zustandes beruhigen. Am Dreikönigfest, als sie nach römischer Sitte, beim Essen des Bohnenkuchens die Bohnen bekommen und nun als „bekana“ auf ihrem Throne saß und soviel Geschenke zu verteilen hatte, daß sie schließlich die roten

Camerlen aus den schwarzen Haaren zu Hilfe nehmen mußte, war ihr Stahr noch nicht mehr, als der gute Freund, der eine Frau und fünf Kinder daheim im Norden hatte, und zu ihrem Erstaunen von der einen in demselben Ton sprach, wie von den andern. Die Entwicklung der großen, einzigen Liebe zwischen diesen beiden Menschen schildert Fanny in einem Buche ihrer Lebenserinnerungen, das sie „das Buch Adolf“ genannt hat. Sie machte es ihrem Gatten nach elfjähriger Ehe zum Weihnachtsgeschenk, und er bat beständig um seine Veröffentlichung, weil er den Frühling und die Ehrfurcht ihrer Herzen von niemand anderm als von ihr der Nachwelt übergeben haben wollte. Sie konnte sich dazu nicht entschließen, denn wie in allem war sie auch hier die Wahrhaftigkeit selbst gewesen, und so blieben die Papiere für den Familienanachlaß, in dem sie sich noch befinden. Nur ein kleiner Teil ist in den deutschen Monatsheften veröffentlicht worden.

Wenn das Schicksal große Naturen zwingt, das Sittengesetz zu brechen, so ist hier wie nirgends sonst der Ausgang das Gottesurteil. Und die Ehe dieser beiden Menschen, ob sie nun jahrelang Gewissenssehe war, oder sich später nach Stahrs Scheidung in den einfachen bürgerlichen Formen weiter bewege, war in den einunddreißig Jahren ihres Bestehens der Beweis für ihr inneres Recht. Der eine stand im andern lehne und höchste Ergänzung, und wenn Fanny Lewald so oft für die Selbstständigkeit der Frauen kämpft, so verweist sie mit einem gewissen Stolz immer auf sich, wenn sie sagt, daß auch die unabhängige Frau, und sie noch mit ganz anderm Recht, daß auch die Künstlerin mit Erfolgen freudig und dankbar dem Mann in sein Haus folgen wird, den sie sich aus Liebe erkürzt, und daß sie ihm vielleicht viel tiefer verpflichtet sein wird als die Haustochter, die den Verjorger suchte und an dem innerlich ungewollten Mann durch äußere Ansprüche und Nichtachtung seines Arbeitslebens eine kleinliche Rache für unerfüllte Träume nimmt. Fanny Lewald hat an ihren Stiefkindern, die zum Teil in ihrem Hause erzogen wurden, gefan, was in ihren Kräften stand und die schöne Familienliebe betätigt, die ihr kostliches Stammbescher war. Sie und Stahr, die beide als freie Schriftsteller lebten, gelangten durch ihren unermüdlichen Fleiß in behagliche, ja für damalige Verhältnisse reiche Lebensumstände. Sie gehörten noch jener Generation an, in der ein Vermögen sich schon dadurch vermehrte, daß es nicht unnütz ausgegeben wurde. Dabei lebten sie in reicher Geselligkeit, machten weite Reisen, an die Fanny Lewald gewöhnt war, gingen noch öfters nach Italien, nahmen einen langen Studienaufenthalt in Frankreich und in England, lebten viel in der Schweiz. Als Stahr im Jahre 1876 in Wiesbaden starb, konnte sie das Goethe'sche Wort über das Manuskript des „Buches Adolf“ schreiben:

Allés aien die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Und so hat sie wohl das Glück ihrer schwer erkämpften Ehe auch empfunden.

Wenn Nahestehende zuweilen fanden, daß die gegenseitige Bewunderung der beiden Gatten für einander etwas zu groß sei, so fehlte ihnen eben in dem eigenen Kinde der holde Ausgleich ihrer Liebe. Und jeder sah sie auch mit Recht in dem andern Bewundernwertes. Stahr war in einem großen bedeutenden Freundeskreise sehr geachtet, durch seine Schriften bekannt, und als George Sand starb, sagte er mit berechtigtem Stolz zu Freunden: „jetzt ist doch wohl Fanny Lewald die erste lebende Schriftstellerin.“

In der Tat könnte es interessieren, die drei Frauen zu vergleichen, die damals in Frankreich, England und Deutschland die ersten Schriftstellerinnen waren: die George Sand, die Lewald und die Eliot, und die ihr Liebesleben alle drei aus den bürgerlichen Bahnen geschleudert hatte. Fanny Lewald fand sich ganz von selbst in sie zurück; ihr Charakter war stärker als die Vorurteile ihrer Umgebung und siegte über sie.

Kaum hat eine Schriftstellerin zu ihren Lebzeiten so ins Breite gewirkt. Es war die Vielseitigkeit ihres Schaffens, die ihren Namen überall hingefragt hatte. Im Jahre 1863 waren die „Osterbriefe für die Frau“ erschienen, die sie ganz besonders den deutschen Arbeiter- und Handwerkvereinen widmete, damit diese für ihre Töchter dasselbe erwirkten, was sie ihren Söhnen von jeher gegeben. Die unqualifizierte Arbeit der Frau, die eigentlich nur Gelegenheitsarbeit ist, quälte Frau Lewald. Auf solche Briefe meldeten sich Tausende bei ihr. Und als sie später im Jahre 1868 und 1869 vierzehn Briefe „Für und Wider die Frauen“ in der „Kölnerischen Zeitung“ veröffentlichte, traf sie durch dieselben fast mit dem ganzen gebildeten Deutschland in Verbindung. Ungefähr als Lina Morgenstern die Berliner Volksschulen einrichtete, eine Idee, die Fanny Lewald immer am Herzen gelegen hatte, weniosstens für kleinere und unbemittelte Familien, für die sie das Einküchenhaus, wie wir es jetzt nennen würden, als die einzige richtige Art der Beköstigung antrah, wohnte sie als einzige Frau der Eröffnung des ersten Asyls für obdachlose Frauen bei, das an der Ecke der Dorotheenstraße in einer alten Artilleriewerkstatt errichtet wurde. Um dieselbe Zeit wurde auch das Victoria-Museum in Gegenwart der damaligen Kronprinzessin Viktoria eröffnet. Fanny Lewald erkennt seinen hohen Zweck vollständig, kehrt aber doch immer wieder dazu zurück, daß es weniger an privaten Bildungsanstalten zur Ausbildung in höheren Fähigkeiten fehlt, als an der Grundlage: „Wir brauchen Schulen, Realschulen für die Frauen wie für die Männer, und wenn diese richtig beflicht werden, auch Gymnasien für Frauen. Nicht ein Komitee von wohlwollenden und gebildeten Männern kann hier mit seinem Profektorate und seinem guten Willen helfen, sondern die Städte und der Staat, dem wir Frauen von jedem Taler, den wir selbstständig erwerben, in ganz gleichem Maßstabe wie die Männer unsre Steuer zahlen müssen, sind uns diese Bildungsanstalten schuldig.“ —

Es war ganz selbstverständlich, daß für sie schon der Besuch der Universität für Frauen feststand und daß sie schließlich bei dem Frauenstimmrecht anlangte.

Sie starb im Jahre 1889 auf einer Reise in Dresden und ist neben Adolf Stahr auf dem evangelischen Friedhof in Wiesbaden bestattet.

Königsberger Brief

Von Alfred Hein

(Fortsetzung)

Das musikalische Leben Königsbergs erfährt durch Wiedereröffnung der Oper dank der ausopfernden finanziellen und tatkräftigen Unterstützung der Herren Mervowiz und Dumont du Voisell neuen Aufschwung. Das Ensemble stellt eine Reihe stimmlich hochbegabter Künstlerinnen und Künstler heraus, sodass fast jede Aufführung bis jetzt einen vollen Genuss bietet. Die künstlerische Leitung hat wieder Direktor Hertzer. Als ganz gelungene Aufführungen seien genannt „Lammbäuser“ und „Boccaccio“ (hier feierte die lyrische Sopranistin Frieda Meyer (Triumpe) und „Ein Maskenhall“, „Tosca“, vor allem aber auch „Tristan und Isolde“ mit Eva v. d. Osten-Dresden als Isolde und Dr. Ernst Kunwald, dem tüchig vielgefeierten Sonatendirigenten, als Gastdirigenten.

Drei Dantefeiern, alle von nicht überwältigendem Eindruck (hätte man sich lieber zu einer großen Feier zusammengefunden) fanden im Goethebund, in der Universität und im Neuen Schauspielhaus statt. Diese leiste gewann insfern einige Bedeutung, als Dr. Daffner-Königsberg, der 1. Vorsitzende der deutschen Dante-Gesellschaft, die eindrucksvolle Gedenkrede hielt.

Vom Schauspiel ist diesmal wenig zu berichten. Die Volksbücher müht sich schlecht und recht (wenn auch mit anerkennenswerter Anstrengung, das Lezte angesichts der bescheidenen Kräfte zu leisten) um übliche Klassikerabende und meist überflüssige Schwankvorstellungen. Vielleicht sind die Aufführungen von Romain Rollands „Die Zeit wird kommen“ und der „Wallensteins“-Trilogie mit Robert Müller erwähnenswert.

Am überflüssigsten dagegen war wohl Kasimir Edschmids „Kean“; Edschmid hat aus dem Theaterreizer einen Kinopreißer gemacht. Ganz verdienstlich, aber schließlich auch nichts als Pflicht: Gerhart Hauptmann und Max Halbe zu spielen.

Die Kammerbühne, das „Neue Schauspielhaus“, brachte Richard Rosenheim's bedeutsame Inszenierung des „Fiesco“ und Wilhelm von Scholzens vielumstrittenen, für jeden Nichtokkultisten wohl ermüdend wirkenden Schauspiel „Der Wettkampf mit dem Schatten“. Diese beiden bis Mitte November einzigen literarisch wertvollen Vorstellungen verschwanden nach der dritten oder vierten Wiederholung, um „Serienträumchen“ und allenfalls einem Oscar-Wilde-Theaterstück Platz zu machen. Das erste eindringliche Zeichen, wie das Sinken der Geldvaluta den Kulturvalutafürz nach sich zieht.

Nur die Tanzabende sind überfüllt. Unvergleichlich bleibt der Russische Tanz Saïdov, den man in dem Cyclus der Tanzabende der Tanzschule von Wandradejahn zu sehen bekam. Frisch und natürlich ist Romay Johnson, nur niedlich und schick im allgemeinen das Peß-Kainer-Ballett; dagegen bietet grohe Volkskunst das russische Ballett Zarifah. In der Oper tanzt übrigens dann und wann mit beachtenswerter Grazie und Leichtigkeit die hübsche, schlanke Eugenia Nikolajewna.

Je schwerer die Zeit, desto leichter die Kunst. Im Kino schafft der erste herübergekommene amerikanische „Großfilm“ überfüllte Häuser, in den Kabarettis verneigen sich allabendlich Anita Berber und Rada Rada ohne Bindestrich. Aber mit dem Bindestrich zum Herzen des Volkes ... das heute so etwas bezahlen kann. Es sind noch viele Vielzuviele!

Je schwerer die Zeit, desto leichter die Kunst. In den Straßenbahnen sah ich seit langem niemanden mehr, in ein Gedächtnis vertieft, sitzen; „Der Jungfelle“ ist „reizvoller“ Lesestoff.

Und in diese verödeten, verblödeten Welt schneite eines Tages der Kärtner Max Kraus herein und sang mit heller Stimme urwüchsige Lieder seiner Heimat zur Laute. Da gibt noch eine deutsche Volksseele ...

Buchbesprechungen

„Ein Bücherschloss ist wie ein geistiger Baum, der Bestand hat und seine kostlichen Früchte spendet von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht.“ Carlyle

Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart von Emil Ermafinger. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1921. In 2 Bänden. (VI + 444; 311 S.)

Gediegenheit ist viel. Aber Wahrhaftigkeit ist mehr. Über Mangel an gescheiten Büchern bei uns kann man sich heute kaum beklagen. An der Wahrhaftigkeit freilich tragen nur zu viele davon

nicht eben schwer. Unter Wahrhaftigkeit verstehe ich den gerechten Ausdruck ehrlicher Überzeugung. Noch vor fünfzig Jahren war dem anders. Man denke an Treitschke, Gervinus, de Lagarde, Hehn, Heftner. Mit Miztmut legt man oft namentlich neue literarhistorische Werke aus der Hand; sie sind um der Worte willen gemacht, und die Worte sind so leichtsinnig gefunden. Geistreicherei bläht sie auf, Schwulst steht für Gehälfteit. Nicht minder unerquicklich sind die geistlosen Arbeiten bewährter Stofflehrersamkeit, wenn sie sich vom Stoff zu erheben

wähnen in lendenlahmen Phrasenschwung. Man prüfe daraufhin die üblichen Handbücher! — In Ermaingers wunderbarem Werke mag man welchen Abschnitt immer ausschlagen: gründliches Wissen eint sich mit anmutigster Darstellung, und jedes Urteil ist sicherer, klarer Ausdruck genau des Gemeinten. Ein Berufener, ein unbefangen und tief empfindender, mit unbeirrbarem Feingefühl begnadeter, ein auf das Reinste und Reifste künstlerischer Geist hat hier eine verehrungswürdige Tat geleistet: es ist in unmittelbarer Gegenwart der Garten der deutschen Lyrik aus seinem ureigenen Wesen errichtet und zur Schau gestellt; Gras, Blumen und Bäume leben ihr dufendes Leben. Wir haben solcher meisterlichen Bücher wenige.

Richard v. Schaukal

Wilhelm Scharrelmann: Die erste Gemeinde. Quelle u. Meyer-Leipzig 1921.

Der Inhalt des Buches? Geschehnisse innerhalb der ersten Gemeinde Christi in Jerusalem, Damaskus usw.; biblische Episoden aus dem Leben der ersten Heiligen und ihrer Verfolger, die mit und nach Christus lebten. Warum für diesen bekannten Stoff bei der Fülle der Neuerscheinungen ein neues Buch? Weil uns der Verfasser auf Grund seiner großen Gestaltungskraft und absoluten Beherrschung sprachlicher Urform jene altbekannte Handlung in unsere Zeit transponiert und ihre Träger mit so menschlich-heutigen Gedankenläufen und Empfindungen ausstastet, daß wir als Zeitgenossen des zwanzigsten Jahrhunderts diesen Dingen mit Verständnis und wachsender Sammlung folgen können, ohne unserem modernen Empfinden Gewalt antun zu müssen! Die Form, in der uns Sch. die Gestalten eines Paulus, Markus oder einer Maria nahe zu führen weiß, ist von so grohem Rhythmus und so überwältigender Kraft, daß sie Später schweigen heißt.

Ohne jene, die am Fundamente des Christentums bauten, ihres Nimbus entblößt zu sehen, erstehen sie frei von Exaltation und Ekstase als Menschen unseres Fleisches und Blutes vor uns und ziehen unsere Blicke weit zu sich hinauf. Mit diesem religiösem Empfinden und vollem Verständnis für Kraft und Hoheit seines Entwurfs schuf uns der Verfasser hier Menschen, die nicht aus Verabsuchung oder Verzückung heraus an ihre Jahrtausende überdauernden Werke herangehen, sondern aus Erkenntnis und Verinnerlichung der sie treffenden Erlebnisse das Fazit ziehen, das ihnen den Weg weist, die Lehre Christi durch Wort, Schrift oder Tat zu künden.

Sprachlich, sowohl im Dialog wie in der darstellenden Erzählung, passt der Verfasser sich der Diktion an, die dieser Stoff einzigt und allein verträgt, der biblischen, doch stets so, daß er nie extrem ins Pastorale oder Neugeistliche versäßt. So liegt dies Buch vor uns als ein Kapitel des neuen Testaments zu Händen des modernen Lesers. Daß ihm der Verlag auch eine sich dem Inhalt des Buches harmonisch anpassende äußere

Form und Ausstattung gegeben hat, erhöht seinen Wert und wird bei dem verhältnismäßig kleinen Preise von 28 Mk. bald viele Freunde finden, die es mit vollem Recht verdient.

Dr. Fritz Omankowski

Verlag Walter Seifert und Wir Verlag

Wie ist es nur möglich, daß bei der noch immer steigenden Papierknappheit eine nicht abnehmende Anzahl neuer Gedichtbücher gedruckt werden, von denen nur so Wenige uns wirkliche Bereicherung sind. Was gut gemeint und sicher ehrlich empfunden ist, hat doch noch lange keine Berechtigung, den Weg in die Öffentlichkeit zu wagen. Und was für erschreckende Proben finden sich oft in diesen Bänden! Es wird diesen „Dichtern“ Niemand verwehren, für sich zu eigener und vielleicht noch der Familie Freunde Gedichte zu „schreiben“, aber die Mütwilen sollte von diesen Erzeugnissen verschont bleiben.

Wie ein Trunk aus frischer Quelle ist es dem ermüdeten Wanderer, wenn er unter der Flut von Gedichtbüchern Keime und Knospen sich erschließender Schönheit findet. Da ist Hans Franke, der in dem noch jungen und doch so erfreulich vormärtsweisenden Verlag Walter Seifert-Heilbronn einen Gedichtband „Meine Welt“ und ein Drama in drei Akten „Opfer“ herausgab, die sich beide durch geistigen Gehalt und erfreuliche dichterliche Entwicklungsmöglichkeiten auszeichnen. Sein Naturempfinden ist stark und seine seelische Vertiefung in die Dinge des Alls und ihre Zusammenhänge sind echte Erlebnisse eines Dichters. Das Buch ist prächtig ausgestattet, die Zeichnungen Franz Gaudecks sind wertvoll.

Der noch junge Wir Verlag (Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87) hat unter vielen Neuerscheinungen Paul Richard Hensels „Gespräche zur Nacht“, Offenbarungen, herausgegeben. Diese Zweisprache zwischen Mann und Weib greift, im Ausdruck oft noch etwas hart, in die Tiefe der Menschenseele. In gleicher Ausstattung erschien Erich Worbs „Das nächtliche Golgatha“ — drei Spiele vom blauen Vorhang (Preis 20 Mk.), Gedanken voll Tiefe und Schönheit, Bilder voll Kraft und Klarheit. Auch hier ist Hoffnung, Zukunft und Erfüllung. Erich Worbs ist jetzt Mit Herausgeber der Zweimonatsschrift „Romantik“. Von seiner Arbeit und seinem Wirken berichten wir später.

Im gleichen Verlag erschienen Legenden und Psalmen von Franz Alfonso Gayda „Stern-Nacht im All“ (Preis 8 Mk.) Manches erinnert an Cäsar Flaischlen und Storm. Sehnsucht, die in rhythmisch beschwingter Prosa zum Ausdruck kommt, Liebe, die aus Ehrfurcht und Verehrung geboren, Glück, das aus wahrem Menschenum gläubig und dankbar empfangen wird; der weisere Weg Gandas wird zeigen, ob der von reinem Wollen besetzte Mann im Lebenskampf das Werk adekt und meistert.

Carl Lange

Der deutsche Gedanke. Rapp, der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. Verlag Kurt Schröder, Bonn und Leipzig, 1920. 22,50 Mk., 373 Seiten.

Der Tübinger Geschichtsprofessor Adolf Rapp betont in seinem empfehlenswerten Werke mit Recht, daß wir den nationalen Gedanken in der Richtung aus alle Lebensgebiete, nicht allein auf die große Politik, zu suchen haben, da das Werden des deutschen nationalen Staates immer verknüpft war mit dem Kampf um deutsches Wesen. Da Rapp dem Politischen den Vorrang zuspricht, nimmt es den größeren Raum ein, namentlich von der Zeit der Einigungskriege an, ohne daß das Wirken des deutschen Geistes zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird, wodurch sich das Buch vorteilhaft von ähnlichen Schriften, z. B. von Bassenge, unterscheidet. Doch ist nicht zu verkennen, daß die politische Einstellung den Verfasser in einigen Stellen dazu geführt hat, Personen und Bewegungen, die für den deutschen Gedanken von Bedeutung sind, nur politisch anstatt auch geistesgeschichtlich zu werten: Ich verweise nur auf die absprechende Beurteilung, die der Politiker Friedrich Naumann erfährt, dessen echte deutsche Art niemand in Zweifel ziehen kann, der ihn und sein Wirken gekannt hat, und dessen bedeutender Einfluß auf das geistige deutsche Leben offenbar ist.

Wir haben bisher keine zusammenfassende Darstellung des Gegenstandes und dürfen Rapp dafür dankbar sein, daß er mit weitem Blick und tiefem Gefühl die verwinkelten Zusammenhänge zwischen staatlichem Werden und seelischer Entwicklung untersucht und im ganzen glücklich dargestellt hat, und möchten dem Wunsch Ausdruck geben, daß auch die Zeit vor dem 18. Jahrhundert in ähnlicher Weise erforscht werden möchte, da in ihr die Vorstufe unseres nationalen Bewußtseins, das nationale Gefühl, sich ausgebildet hat.

Hermann Strunk

Eberhard Trowein: Das Haus am bunten Fluß. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin, Leipzig. Pr. geb. 20 Mk.

Das Fehlen einer klar herausgearbeiteten, einheitlichen und leitenden Idee gibt dem Buche einen merkwürdig zerissen und skizzenhaften Charakter, über den einige schöne und nachdenkliche Stellen nicht hinwegzutäuschen vermögen. Leichtes Endes schildert der Verfasser, zuweilen mit einem fast grotesken Humor, eine Reihe von Episoden, die — wie man erkennen muß, meist ohne innere Begründung und zwingende Notwendigkeit — allzu häufig das Überbetroßne und auf der anderen Seite das versteigene Mystische, den religiösen Fanatismus und religiöse Schwärmerie streisen, welche zu einem geschlossenen Ganzen zusammenzuschweißen dem Dichter jedoch nicht gelingen will. All die Gestalten, welche sich um den Helden des Romans, David Hülsenbusch, gruppieren, stehen seltsam unwirklich und unwahrscheinlich vor unseren Augen, und die Charakteristik David Hülsenbuschs selber ist so verschwommen und

unklar, daß der tragische Ausgang des Buches ungehemmtes Staunen erweckt. Das Sprunghafte und Ungebundene unserer Künstler wird hier — vielleicht absichtslos — auf einen Roman übertragen, und man wird kaum sagen können, daß dieser Stil dem Buche zum Vorteil gereicht.

Wolfgang Federau

Heimatbücher

Unter den vielen, fast zu vielen Neuauflagen alter Werke kommt der dritte Band der Ostdeutschen Heimatbücher (Danziger Verlagsgesellschaft) „Jugend- und Wanderleben von Johanna Schopenhauer“ nicht nur zur rechten Zeit heraus, sondern entspricht auch einem wirklichen Bedürfnis. Frühere Ausgaben sind vergriffen und nur noch in Bibliotheken und alten Sammlungen vorhanden. Wie uns Chodowiecki vergangene Zeiten vor Augen zu zaubern weiß, so vermag Johanna Schopenhauer uns Einblick in ihr abwechslungsreiches und geistig bewegtes Leben zu geben. Johanna Schopenhauers Lebenserinnerungen sind eins jener unenvergleichlichen Quellenwerke, die für die Kulturgeschichte und für Danzigs Geschichte jener Zeit von hohem Wert sind.

Wer Danzig lieb gewonnen hat, wer gern in die schönen Wälder von Oliva hinauswandert, an den Pelonker Höfen vorbei, dem wird durch das Buch diese Gegend an Erinnerungen nur noch reicher, denn hier am Fuß der Oliva-Berge spielte sich ein wichtiger Abschnitt des Lebens dieser bedeutenden Frau ab.

Ottoman Schreiber, dessen verdienstvolles Werk und dessen Zeitschrift „Die Meister“ wir schon empfohlen haben, gab dies neue, in der Danziger Verlagsgesellschaft erschienene Werk heraus. Da dies Buch zu denen gehört, die uns bald Freund werden, und in die wir immer wieder gern hineinsehen, so ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Verlag neben einer einfachen, geschmackvoll gebundenen Ausgabe (25 Mk.) auch eine kostbare Liebhaberausgabe in elegant Halbleder (100 Mk.), die auf feinstem weißem Papier gedruckt ist, herausgebracht hat.

Als 4. Band der Ostdeutschen Heimatbücher erschien mit neun Abbildungen Dr. Edward Carstenns Buch über das alte Danziger Leben im Spiegel der Straßennamen „Was die Danziger Straßennamen erzählen.“ Käthe Schirmacher hat schon früher Anregungen dieser Art gegeben und uns in der Sondernummer „Danzig“ (Jahrgang 1, Heft 3) „Vom alten Danzig: Unjere drolligen Straßennamen“ ein Kinderbrief erzählt. Mit Dr. Carstenn, der über das gleiche Thema in der Volkshochschule Vorträge hielt, wandern unsere Gedanken durch die alten Straßen, deren Namen uns die Geschichte der Stadt, die Gewerbe und die Eigenart der Bewohner vor Augen führen. Hoffentlich dient das Buch dazu, nicht achthilos die Straßenschilder zu lesen, sondern aus den Namen Kenntnisse des Gewesenen und Gewordenen zu gewinnen. Das Buch, das auch für Schule und Haus besondere Bedeutung hat, schließt mit einem Beitrag zur Deutung der Namen

Kestheragen und Rosengarten. (Preis 12 Mk., elegant geb. 16 Mk.)

In der Verlagsbuchhandlung A. W. Kastemann-Danzig sind 2 Bände heimatlicher Erzählungen aus dem Weichselgau erschienen. L. Mählaus hat den ersten Band: „Jugendgeschichte des Johannes von der Osssee“ herausgegeben (Pr. geb. 9 Mk.). Die Erzählung von Joseph Rink „Treu der Scholle“ führt uns in das ehemals westpreußische Gebiet, zeigt uns den Gegensatz zwischen Stadt und Land und den Sieg der doch immer wieder hervorquellenden Heimatliebe (Pr. geb. 15 Mk.). Die Erzählung ist während der 4jährigen Gefangenschaft des Verfassers in Korsika entstanden.

Ein Heimatwerk, dessen Herausgabe von hohem Idealismus und Heimatliebe zeugt, sind die vom Verlag Kolbe und Schlicht-Dresden herausgegebenen Sammlabände, von denen kürzlich das 3. Heft „Das westliche Samland“ und das 4. Heft „Land und Leute der Bernsteinküste — die Steilküste — die Landschaft westlich der Ullk“ erschien. Wir werden später auf die hier schon empfohlenen Werke ausführlich zurückkommen. Jeder Freund dieser an Schönheiten und Eigenarten reichen Gegend sollte für Verbreitung der schön ausgestaffelten und mit viel Mühe und Liebe zusammengestellten Bücher sorgen.

Zuletzt sei noch das von Bruno Wilm herausgegebene Sammelwerk „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung“ genannt (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.). Das Buch ist eine Schulausgabe für Heimatkundigung, die aber auch in Familie und Haus Eingang finden will. Sage, Geschichte, Landshaft, Oststädte und Volkslieder bilden den Inhalt des reichhaltigen, für den Einblick in das Wesen unserer Ostmark wertvolle, warm zu begrüßende Werk.

Oswald Herzog: Plastik. Mit einem Vorwort von Bruno W. Neumann. 1921. Buch- und Kunstmuseum K. u. C. Twardy, Berlin.

Eine sehr dankenswerte Veröffentlichung, insofern sie auch denen, die fern von den großen Kunstsentränen leben, die Möglichkeit gibt, eine Anschauung von den Bestrebungen der neuen, „absoluten“ Kunst zu erhalten. Denn ein „absoluter“ Plastiker ist Herzog. Er formt nicht, wie alle Plastiker es bisher gefan, auf naturalistische oder idealisierende Art Menschen, Tiere usw., er lehnt vielmehr grundsätzlich und absolut alles ab, was irgendwie als Nachbildung organischer Naturgebilde wirken könnte, sucht dagegen Grundgefühle der Seele, wie Freude, Begeisterung, Verzweiflung in völlig neuen, eigenen, abstrakt-rhythmischem Formen zu verkörpern in der Überzeugung, daß auch darin organisch bildende Natur — nur eben geistige, individuell-künstlerische — sich auswirke und in Seelen, die für geistig schaffende Natur empfänglich sind, gleiche Grundgefühle wecken werde.

Geschieht das?

Es ist nicht zu leugnen, daß beim Anblick dieser plastischen Gebilde entsprechende seelische Reaktionen erweckt werden (siehe besonders Har-

monie, Begeisterung, Entzücken; bei andern dagegen, wie z. B. Ich, Verzückung wird unter Empfinden ratlos, trotzdem es durch die Unterschrift in die gewünschte Richtung eingestellt wird). Also möglich ist es schon, in einer von allem bisher üblichem abweichenden plastischen Sprache zu den Menschen zu reden, und deshalb hat der Künstler auch das Recht, sich ihrer zu bedienen. Ist es aber nötig? Das wäre es doch nur, wenn geistige Inhalte in dieser neuen Sprache packender, anschaulicher ausgesprochen und zum nacherlebenden Mitsühlen gebracht werden könnten als es bisher möglich war, oder wenn ganz neue, unerhörte und in der bisherigen Sprache der Kunst unaussprechbare seelische Erlebnisse uns übermittelt würden. Ich muß beide Voraussetzungen verneinen und für mich daher solche „absolute“ Kunst ablehnen. Erkenne aber willig an, daß die in diesem Buche veröffentlichten Arbeiten ein augenscheinlich starkes Gefühl für Rhythmus und plastischen Ausdruck offenbaren, das auch von anders denkenden Kunstreunden Respekt verlangen darf. Jedenfalls stehen diese Plastiken turmhoch über zahlreichen Kunstwerken neuester Art, die sich in wüsten, wilden Verzerrungen und ungewollten, rohen Karrierungen organischer Naturgebilde nicht genugtun können. — Zur „absoluten Kunst“ gehören auch die drei in demselben Heft abgedruckten Originalholzschnitte des selben Künstlers. — Ausstattung: Papier, Druck, Autotypien sind musterhaft.

R. Heuer, Thorn

G. F. Hartlaub: „Der Genius im Kinde.“ Verlag Ferdinand Hirt in Breslau. Preis geb. 72 Mk., geh. 60 Mk. einfach. Teuerungszuflag.

In unserem Weihnachtshandbuch wies schon Alfred Hein auf dies Buch hin. Gustav Hartlaubs Vortrag über dies Thema im Königsberger Goethebund hinterließ starke Eindrücke. An Hand von Zeichnungen und Malversuchen begabter Kinder weiß uns der Verfasser mit seinem Verständnis in die künstlerisch schaffende Seele des Kindes einzuführen. Das Buch, das vor allen Dingen Müttern und Lehrern guter Wegweiser werden sollte, zeigt die wunderbare Vorstellungskraft und den inneren Reichtum der Kindheit, warnt aber zugleich vor den meist zu großen Hoffnungen der sogenannten Wunderkinder, denn die weitere Entwicklung des heranwachsenden Menschen zeigt keinen Fortschritt. Dr. Hartlaub findet Vergleichspunkte, Über-einstimmungen typischer Kinderzeichnungen gewisser Altersstufen mit den Naturvölkern, weist Züge des sogenannten „Expressionismus“ in Kinderzeichnungen nach und gibt zu seinen Ausführungen oft überraschende Beweise, zum Teil von Zeichnungen aus der Kindheit bekanntgewordener Künstler, von beeinflußten und ganz aus sich schaffenden Kindern. Das „Jahrhundert des Kindes“ hat Wandlungen geschaffen und die Entwicklung des Zeichenunterrichts ist zweifellos in den letzten Jahrzehnten erfreulich vorwärts geschritten. Auch hier gibt Hartlaub wesentliche Richtlinien. Die Erfahrungen des Buches sind mit aus einer Ausstellung von der Mannheimer

Städtischen Kunsthalle im Frühjahr 1921 „Der Genius des Kindes“ gewonnen.

Im gleichen Verlag sind, sorgfältig vorbereitet und fachwissenschaftlich geordnet, die ersten fünf Bände der Jedermanns Bücherei, Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten, erschienen. (Preis geb. 15 Mk.)

Es sind 16 Abteilungen (etwa 300 Bände) vorgegeben. Die handlichen Einzelbände geben bei wissenschaftlicher Zuverlässigkeit wertvolle Überichten und Einblicke. Ernst Bergmann, der die Abteilung Philosophie unter sich hat, erläutert die geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. In der von Paul Merker herausgegebenen Literaturgeschichte führt uns Alexander Brückner in die Ostgebiete (Russische und Polnische Literatur). Kurt Krause und Rudolf Reinhard leiten die Abteilung Erdkunde, in der die beiden Bücher Arthur Diz „Politische Erdkunde“ und Otto Maull „Griechisches Mittelmeergebiet“ erschienen sind. Am Schluss oder im Text der Bücher sind Karten und Bilder aufgenommen. Der Einband der Bücher, der, wie der Titel unkünstlerisch wirkt, tut dem Auge weh.

Carl Lange

Bücher aus dem Verlag „Der Garten Eden“ Dortmund

Der Eindruck der ersten Reihe von Büchern dieses neuen Verlages mit dem vielversprechenden Namen ist recht erfreulich. Hans Frank, Paul Zech, Kurt Münzer gehören u. a. zu seinen Mitarbeitern. Auch Elisabeth Siewert, deren Schaffen wir schon häufiger würdigten, — verschiedene Arbeiten von ihr sind bei uns veröffentlicht, — zeigt in der Erzählung „Die Mistel“ (in Pappband 20 Mk., Vorzugsausgabe 40 Mk., Ganzleide 150 Mk.) die durchdachte, tiefdrückende Eigenart der in der Heimaterde wurzelnden Westpreußen. Sie hat etwas männliches in ihrer Ausdruckskraft, das an Katarina Botska erinnert (vergl. Weihnachtsonderheft „Ostdeutsche Frauen“). Knapp in der Form, zäh, gedrängt, bildreich ist ihre Sprache. Ihr Weg geht steil aufwärts.

Im gleichen Verlag ist eine von Carl Seelig herausgegebene Sammlung neuer Gedichte „Der Tag bricht an“ erschienen. Wenn wir auch manche Namen vermissen, — das ganz Moderne ist ausgeschafet, — so finden wir wertvolle Beiträge, die starken Eindruck hinterlassen. Von Ostdeutschen und Mitarbeitern unserer Zeitschrift sind Carl Hauptmann, Oskar Lörke und Leo Sternberg vertreten.

Hans Frank, über dessen Dichtungen wir häufig in unserer Zeitschrift sprachen, hat uns ein Buch „Kränze, einem Kind gewunden“ mit prächtigen Schnitten von Gertrud Klihm geschenkt. Die sprachlich schönen und von innerer Glut erfüllten Verse gestalten schweres Schicksal in oft hinreißenden Rhythmen. Der Dichter, von dem wir Gedichte und Skizzen schon veröffentlichten, hat auch mit seinen kraftvollen, schwerblütigen Dramen im Osten Eingang ge-

funden. Im Januar brachte die Danziger Bühne sein „Herzog Heinrichs Heimkehr“.

Carl Lange

Scheffels Werke. Herausgegeben von Friedr. ich Panzer. Kritisch durchgehene und erläuterte Ausgabe. In 4 Bänden. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1920.

Immer wieder muß man „Meyers Klassiker-Ausgaben“ als eine Leistung rühmen, der sich kaum ein anderes ähnliches Unternehmen als ebenbürtig erweist: musterhaft ist die Sorgfalt, mit der berufene Kräfte an den Texten, erfahrener Geschmack an der Ausstattung sich betätigen. Der ausgezeichnete Gelehrte, der sich mit Liebe und Kenntnis der nur scheinbar dankbaren Ausgabe unferzogen hat, eines Vielgerühmten und im Grunde doch von den Nachgebenden nicht Geschäftem mehr oder weniger fragwürdige Schöpfungen auf das Sauberste der Nachwelt zu überliefern, sie zu erläutern, zu würdigen und in die Geschichte der Nationalliteratur einzugliedern, hat — das sei unumwunden mit höchster Achtung gesagt — ein vor treffliches Werk geschaffen: auf das Gesammtwerk gerahmt, blitzzart verglast reihen sich die bekannten Dichtungen aneinander; ein Band berichtender Profa des Vielgewanderten ergänzt sie zur angestrebten Vollständigkeit. Aber trotz allen Mitteln gebiegen Herausgeberwaltens mutet das Dargebotene den, der jugendliche Eindrucksfähigkeit umsonst beschwört, matt an. Scheffel, der vielen genügt hat zu einer Zeit, da ihm höchstes — Keller, Mörike, Raabe, Hoffmann, Stifter — teils noch verhüllt, teils unbegreiflicher Weise wieder entschwunden war, ist unrechtfertig verblichen. Er war ein dichterisches Gemüt, dem alles zur Bedeutung mangelte: Persönlichkeit.

Richard v. Schaukal

Almanach der Täglichen Rundschau. Dom-Verlag, Berlin.

Eine willkommene Gabe! Schon das feine, geschmackvolle Außere (elfenbeinfarbener Einband mit grünen Silhouetten) berührt uns sympathisch. Und nun der Inhalt. Nicht zusammengeküttelte, minderwertige literarische Absätze, sondern nach Form und Gehalt wertvolle Beiträge. Ein Kalendarium mit amüsanten Strichzeichnungen von Karl Arnold. Ein ernster Vorpruch von Paul Warncke. Novellen von Marie Diers, Theodor Bohner, K. L. Merkl. Eine Bücherschau im Plauderton von P. Weiglin. Eine nachdenksame geschichtliche Betrachtung von Prof. Dietrich Schäfer „Deutschland und Revolution.“ Ein kulturhistorischer Streifzug „Standesstrafen“ von M. v. Boehn. Ein Referat über August Hauers ostafrikanisches Tagebuch „Kumbuke“. Dann ein paar fesselnde Ausschnitte aus dem Gebiete der Kunst. Till Niemann Schneider, der berühmte Würzburger Bildschnitzer, wird uns eingehend unter Beigabe von vier Kunstdrähten von Tim Klein geschildert, der Maler Theodor Nocholl von Prof. Heyck (ebenfalls mit Abbildung und einem farbigen Kunstdruck). Ferner: „E. T. A. Hoffmanns musikalische Sen-

dung" von E. L. Schellenberg. Es ist für uns Östmärker eine Genugtuung, daß dieses genialen Königsberger Schriftstellers romantische, oft barocke, stets geistvolle Erzählerkunst nach langer Pause wieder die Geister ergrüßt und daß auch seine viel zu wenig gewürdigte musikalische Bedeutung endlich anerkannt wird. Last not least: „Die okkultistische Bewegung“ von Professor Oesterreich, Tübingen. Ein sehr zeitgemäßes Thema! Erzwingt sich doch der Okkultismus, der von der strengen Wissenschaft gar zu lange als purer Schwundel verachtet wurde, neuerdings die allgemeine Teilnahme. Oesterreich zeigt, daß es in der Tat erstaunliche psychische Kräfte und Vorgänge gibt, die allem normalem Verstande höhn sprechen und doch so gut bezeugt sind, daß wir uns mit ihnen auseinandersezten müssen. Eine vortreffliche erste Einführung in dieses dunkle Gebiet.

Mit einem Worte: der Almanach, von gesundem, vaterländischem Geist durchweht, wird sicher im neuen Jahre 1922 vielen Freude bereiten.

R. Heuer, Thorn

Paul Steinmüller: Die sieben Legenden von der Einkehr. 4. Auflage. Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart. 127 Seiten. Geh. 9,50 Mk., in Pergament 18,50 Mk., in Leder 25 Mk.

Dem, der diesen Legenden von der Einkehr mit offenem Herzen und offenen Sinnen nachgeht, wird die Erinnerung wach an die Großzeit deutscher Prosaepik, und der Name Meister Gottfried Kellers drängt sich ihm auf die Lippen. Doch nicht, daß er damit sagen wollte, hier hat einer seinem Meister die Handgriffe auf abguckt, sondern in dem Sinne, daß ein Jünger in der Schule seines Meisters selbst Meister wurde, d. h. zur denkbar höchsten Entwicklung der in ihm liegenden Kräfte unter der Einwirkung seines Meisters kam. Das gilt hier von der Technik, von der Kunst der Seelendarstellung und von dem Ernst, mit dem das Problem in Anschauung umgesetzt wurde. Aber eins kommt noch hinzu, was besonders hervorgehoben werden muß: Paul Steinmüller hat in seiner Weltanschauung etwas, das unserer Zeit noch viel zu sehr fehlt und was sie deshalb von ihm lernen könnte und sollte, nämlich das Einzelerleben anzusehen als eine Auferstehung des Ewigen und es unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen, kurz das Leben ins Reich der Idee zu erheben, aus dem stofflichen Sein ein- und heimzukehren ins Reich des Geistes. Das ist der Sinn dessen, was die Helden der sieben Legenden erleben und wodurch sie sich zur sittlichen Läuterung, zur Verinnerlichung entwickeln. Daz ein solches Buch in unserer Zeit über die erste Auflage hinauskam, ist immerhin ein erfreuliches Zeichen. Daz es auch in breite Volkskreise eindringte, ist wünschenswert und sogar notwendig, wenn eine Genußung unseres deutschen Volkes, das der Materialismus zerstört, möglich werden soll.

Ernst Lemke

„Die Liebeslieder an Elisabeth.“ Von Werner Brüggemann. Edda-Verlag Mag. Ahnert, Cassel.

Das Herz des Dichters steht in voller Blüte. Ein unerschöpflicher Sonnen-Bronnen ist ihm die Welt, weil er — — liebt. Er weiß nicht, wo er hingehen soll, sein vor Glück hell brennendes Gesicht zu bergen. „Lah mich die Glocke läuten, / die unaufhörlich kreift / im Tempel meiner Freuden...“ Der Geliebten Lächeln blüht vor seinen verzückten Augen auf „wie eine Wunderblume, daß tausend Orgelglocken in seinem Seelenhain frohlocken“. Und einmal sieht er das geliebte Weib: „in den Wiesen liegen, leise — wie eine Blume schwimmt im Gras — den weißen Nacken zum Winde wiegen...“ Heller flammt da seine Sehnsucht auf: „All meine Pulse gehn / heraus, herab wie Falten / in deinem Kleide / Ich kann mich nicht mehr halten. / Du, du, erhör mein Flehn! / Umfang mich mit Gemalten / so heiß und breit, / daß sich die Adern spalten!“ — Doch die geliebte Frau entflieht seinen bebenden Händen und läßt ihn allein in der Nacht. „O Taa, wie tollst du laut und schwer / durch alle Gassen! / O Herz, wie bist du doch so sehr / vergessen und verlassen...“

Mit seinen Händen hat Werneck-Brüggemann dieses Erleben seines Herzens gestaltet. Blut strömt in diesen Versen, die eben darum voll warmen Lebens sind. Zwar findet man da und dort eine taube Frucht; ein Wort, das nur des Wortes wegen dazustehen scheint, das nicht innerste, blutgeborene Notwendigkeit, im ganzen aber ist dies Buch ein Geschenk. Man fühlt: hinter ihm steht einer, der etwas will und — kann: ein Charakter! —

Die Ausstattung des Werkes ist, wie man's beim Edda-Verlag nicht anders gewohnt ist, erstklassig.

Fritz Kudning

Die Weiber am Brunnen. Roman von Knut Hamsun. Albert Langen Verlag, München. 426 Seiten. Geh. 30 Mk.

Dieser Kleinstadt-Roman mit dem wenig schönen, immerhin etwas sagenden Titel hat im Aufbau nicht die biblische Naivität und Größe seines Vorgängers „Segen der Erde“, spiegelt aber doch saft und breit nicht nur dieses Küstenstädtchen mit all seinen Typen, Honorationen und armen Teufeln wider, sondern gibt uns in seiner Mannigfaltigkeit und, kaum gemerkten, Tiefe ein Bild des ganzen Lebens auf dieser schönen Erde. Ein Buch voller Gründlichkeit und voller Wissen um die menschliche Seele, mit bewundernswert ruhiger und sicherer Hand geschrieben, in das man sich hineinleben kann, das man gespannt zu Ende liest in dem Gefühl, daß Einen all diese kleinen und „großen“ Leutchen etwas, und zwar recht viel, angehen, weil es Hamsun verstanden hat, aus ihnen, diejenen Bewohnern des norwegischen Küsten-Städtchens, geradezu Vertreter der Menschheit zu machen. Sie alle sind Helden des Romans, keiner ist nebenfächlich behandelt, und doch ist das Ganze wie in liebenswürdigem Geplauder geschrieben. Und der Hauptheld, dieser verschmitzte und verunglückte Oliver, dieser arme Teufel, der das Leben nimmt, wie es ist, und der gut dabei fährt, trotz diesem und jenem, beweist wie sie alle, daß der

Mensch die ihm vorgezeichnete Bahn wandelt, mag er anders wollen oder nicht; daß innere Veranlagung und äußeres Geschick ironendwie kongruent sind; daß alles Besser-wissen und Höher-wollen und Gescheit-tum an irdische Grenzen stößt und leichten Endes auf nichts Geplapper hinausläuft; daß es das Leben mit dem Bescheidenen am besten meint und die Praxis die erhabenen Theorien durch gänzliches Fiasco höhnt; daß Urtrieb und innerste Motive dem Menschen dauernd bitttere Streiche spielen... Ein reiches Buch, das mit solcher Ruhe und Überlegenheit kein Missfeuerpäper unserer Tage zu schreiben vermochte hätte; ein Buch, in dem man ausruhen kann. —

Dr. Siegfried Verberich, München

Kalender 1922.

Wenn ein Kalender seinen fünfzehnten Jahrgang antritt, so hat er damit seine Berechtigung erwiesen. Der von Otto Julius Bierbaum begründete, von Carl Schüddekopf fortgesetzte und jetzt von Prof. Dr. Karl Heinemann mit zahlreichen Abbildungen herausgegebene Goethekalender (Dietrichische Verlagsbuchhandlung, Leipzig, geb. 14 Mk.) bietet wieder in seiner Reichhaltigkeit Proben aus Goethes Werken und wertvolle Urteile von Zeitgenossen über Goethes Charakter. Von den zahlreichen Beiträgen sind die Würdigna der wichtigsten Neuerscheinungen der Goetheliteratur und Dr. Friß Adolf Hünichs Beitrag über „Die Goethe fälschlicherweise zugeschriebenen Werke“ besonders hervorzuheben.

Auch der Eichendorffskalender erfreut wieder seine alten Freunde (Parcus u. Co., München). Eichendorffs Geist und Gestalt wird in Schilderungen seines Lebens, seines Freundes- und Familienkreises und im Schaffen wesensverwandter Dichter nach. Prof. Dr. Wilhelm Kosch gibt eine umfassende Übersicht in der umfangreichen „Romantischen Jahresrundschau“.

Der kleine Wachstekalender gibt Proben der Maler und Dichter des Wachstekkreises (Pr. 6 Mk.), die uns in Bild und Lied kennzeichnend vorgeführt werden. Die Zeitschrift ist hier schon häufiger erwähnt worden. (Verlag Berlin W. 66, Wilhelmstr. 48.)

Vom deutschen Ostland (Berlin SW. 68, Zimmesfr. 87) ist der ostdeutsche Heimatkalender (Kommissionsverlag: Verlag der Feierstunden) herausgegeben. Die Ostmark steht im Vordergrund: Bilder vom Posener Rathaus, von Holzkirchen in der Provinz Posen, von der ostmärkischen Landschaft und vom Geisterseher und Märchendichter Robert Budzinski, der auch zu den Flüchtlingen aus den westdeutschen Gebieten gehört. Dr. Franz Lüdtke erzählt uns von der ostmärkischen Not, die immer wieder die Hilfe und Teilnahme aller deutschen Brüder erfordert. C. L.

„Wörterbuch zur deutschen Literatur.“ Von Studienrat Dr. H. Köhl. Verl. B. G. Teubner, Leipzig. Geb. 25 Mk.

Ein vorzügliches Nachschlagebuch über das Gebiet der deutschen Literatur, das einen notwendigen und erfreulichen Erfolg für größere Werke bildet, ist im Verlag Teubner erschienen. Das sehr handliche, zuverlässige und preiswerte Nachschlagewerk, das auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, entspricht einem Bedürfnis unserer Zeit und kann aufs wärmste empfohlen werden. C. L.

Eingesandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

Reinhard Eck: „Die Erlösung vom Geist des Zusammenbruchs“. Verlag Friedrich & Co., Bremen. „Legenden“ Band I u. II. Neuwerkverlag Schlütern. Max Bürk: „Vom Staatskirchenzentrum zur Menschheit-religion“. Neuwerkverlag Schlütern. Geh. 5 M., geb. 10 M.

Willi Vesper: „Gute Geister“. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Geh. 20 M.

Miguel de Cervantes: „Leben und Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quixote“. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Geh. 28 M.

R. Hans Baitsch: „Seine Jüdin“. L. Staakmann, Leipzig. Geh. 15 M., geb. 21 M.

Dr. E. Sauer: „Osteuropa und Wir“. Neuwerkverlag Schlütern. Geh. 10 M.

H. Federmann: „Dantes Göttliche Komödie, Auswahl aus Gesängen“. C. H. Beckische Verlagsbuchhandlung. Geh. 13,50, geb. 18 M.

Franz Herwig: „Das Begräbnis des Hasses“. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. Geh. 15 M., geb. 20 M.

Werner Brügmann: „Die gepanzerte Braut“. Eddaverlag Cafel.

W. Loose: „Adolf Bartels“. Verlag G. Westermann, Braunschweig.

Heinrich Lüdemann: „Das Geheimnis der Religion als Mutterhaus künftiger Politik“. Friesenverlag Wilhelmshaven. Geh. 8 M.

Hermann Thomsen: „Danzigs Handel und Industrie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten“. Verlag A. Kastemann, Danzig.

Max Raphael: „Idee und Gestalt“. Ein Führer zum Wesen der Kunst. Delphinverlag, München.

„Gehner, der Meister der Idylle.“ Delphinverlag München.

Hans Christoph Haergel: „Das Marienwunder“. Verl. Grethlein & Co., Leipzig. Geh. 18 M., geb. 28 M.

Ernst Köhler-Hausen: „Lebe“. Kaha-Verlag, Dresden.

Ludwig Reeg: „Von der tiefen Wirklichkeit“. Beckische Verlagsbuchhandlung, München. Geh. 8,50 M.

„Faustus redivivus“ mit einem Vorspiel von H. Stahn. F. E. Bilyx-Verlag, Dresden.

Kurt Siemers: „Venusgärtlein“. Verlag Erich Matthes, Hartenstein i. Sa. Geh. 7 M., geb. 10 M.

Willi Finger: „Deutschkunde und Kinodrama“. Richters Druckerei, Verlag Berlin-Briß. Geh. 6 M.

Heinrich Leiß: „Besuch am Abend“. Ed. Voigts Verlag, Wiesbaden.

Rudolf Linke: „Freie Liebe oder Zucht“. Verlag Matthes & Thosf., Hartenstein i. Sa. Geh. 2 M.

George Capernson: „Das sterbende Aufland“. Neu-deutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft, Berlin. Geh. 6 M.

Viktor Kluge: „Klarheit“. Leipziger Verlags- und Kommissionsbuchhandlung. Geh. 4 M.

Eugen Moesk: „Über Runen und Hakenkreuze“. Ehenda. Geh. 2 M.

„Von deutscher Sprache und Art“. 2 Beiträge von Eugen Moesk und Ludwig Wilser. Verlag Ritter vom Hakenkreuz, Leipzig.

Paul Scheerbart. Von Zimmer zu Zimmer. (Alfred Richard Meyer Verlag, Berlin-Wilmersdorf.)

Menschliches — Allzumenschliches! Und doch — oder vielleicht eben darum — liest man diese kleinen, nichtsagenden, fast trivialen Schmollbriefchen dieses einzigtartigen und viel zu wenig gekannten Dichters, der übrigens ein Sohn der Ostmark, ein Danziger Kind war, an seine Frau, sein „Bärchen“, mit einer an Rührung streifenden Wehmut. Denn diese Zeilen, so lustig sie oftmals erscheinen mögen, sie sind letzten Endes doch das Zeugnis irdischer Nöte, irdischer Gebundenheiten eines Dichters, der zwischen Sternen und Milchstraßen zu Hause war, dessen Phantasie keine Grenzen und keine Ufer kannte, und den aus eben diesem Grunde all die kleinen Mißhelligkeiten des Alltags, all die so fehr realen Widerwärtigkeiten unseres irdischen Lebens mit doppelter Wucht und Brutalität packten und zu Boden warfen.

Das Bild, welches wir uns von dem Dichter Scheerbart machen, ist nicht vollständig ohne diese Auskungen des Menschen Scheerbart, welcher, bescheiden wie wenige, in seinen Werken so völlig zurücktritt. Wolfgang Federau

Spork, Eugen, Novellen. Verlag Aurora, Dresden 1921.

Drei kleine Erzählungen, im Inhalt ansprechend. Die erste handelt von dem Gelehrten Norbert Hartmann, den zwei Schwestern lieben; die ältere bringt ihre Liebe der jüngeren zum Opfer. Die andre Novelle zeigt einen Dorfjungen, dem eine Stadtschöne durch ihre Liebesständelei die erste herbe Enttäuschung bringt, die dritte das Liebespaar Annchen und Erwin, das schließlich durch die Mütter gegen Erwins Vater alle Hindernisse siegreich überwindet. Alles Stoffe, die zu seiner Gestaltung reizen mussten. Doch fehlt Spork die notwendige Stilkunst, um den Leser gefangen zu nehmen und die Vorgänge glaubhaft zu gestalten. Zahlreiche sinnensellende Drückebeler (z. B. „Unrecht“ statt „Anrecht“, „Vorstellung“ statt „Verstellung“), schwere Verslöze gegen die Grammatik machen das Lesen unerfreulich. Die letzte Novelle erhebt sich etwas über die anderen.

Dr. Carlenn

Walther Lenh: Blühend steigt ein Rauch ins Blau. Gedichte. Erdgeist-Verlag, 1921.

Ein ganz bescheidenes Büchlein Gedichte, die mehr geben, als ihr Rokoko-Titel verspricht. Schon aus der Beschränkung, die sich der Verfasser aufgelegt hat, läßt sich auf eine gewisse ernste künstlerische Absicht schließen. Einige Gedichte sind nur gemacht, geschrieben; dafür aber schwingt in den meisten andern der lyrische Grundton. Die einen — zum Glück nur wenige — künsteln und lassen kalt, die anderen strömen Seele aus und gehen zu Herzen. Ehrlichkeit

Das Blaue Heft

Freie Deutsche Bühne

Herausgeber: Max Epstein

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Auhere, innere Politik / Volkswirtschaft
/ Kunst / Theater und Film / Finanz-
berichte u. a. m.

Aus dem Inhalte der bisher erschienenen Hefte:

GERHARD HAUPTMANN

Aus Peter Brauer
(bissher unveröffentlicht)

◊ PAUL OESTERREICH

Wyncken

◊ ACUTUS

Oberschlesien

◊ R. K. GOLDSCHMIDT

Werfels Faustdrama

◊ EPSTEIN

Preise der Theaterkarten

◊ OSKAR FISCHEL

Sülechtheit

◊ FRIEDRICH ROSENTHAL

Ein Theater der jungen Schauspieler

◊ HELLMUTH FALKENFELD

Philosophenköpfe

◊ ARTUR ELOESSER

Theater

◊ ROLAND SCHACHT

Die Kritik der neueren Malerei

◊ ROBERT PRECHL

Karsavina-Glossen

◊

Bezugssbedingungen:

Vierteljährlich 25 M., Halbjährlich 50 M.
Jährlich 100 M., Einzelheft 2,50 M.
Probenummern und Prospekte unberednet.

Das Blaue Heft eignet sich besonders zum Verkauf auf Bahnhöfen!

Oesterheld & Co-Verlag/Berlin W.15

Gewissen

für den Ring heraus gegeben von G. Stadler

Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das
„Gewissen“
jetzt im 3. Jahrgang.

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffentliche
Schanden und Schändlinge, gegen Fremdherrschaft und Schlechterum. Der Ring ver-
tritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stadler

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:
Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Bochm, Paul Frust, Martin Spahn, Georg Escherich, Hermann Albrecht, Ernst Kriek, Rudolf Pechel, Hans Roessler, Fritz Ehrenforth, Willy Schlüter, Hans Grumm, Rudolf Bohmer, Paul Fechter, Heinz Brauner, Franz Röhr, Karl Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert Vogler, Reinhold Georg Quatz, Georg von Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,-
durch den Verlag, im Postbezug M. 9,-
vierteljährlich. Einzelnummer 70 Pf. Die
Jahresbezieher gehören zum Ring und
haben Anspruch auf Werbeprämien aus
der Ringbucherei.

Probenummern unentgeltlich durch:

Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postscheckkonto Berlin Nr. 81654

des Gefühls setzt sich mit schlichten Mitteln durch und formt sich so einfach, wie es die Stimmung des Augenblicks verlangt (vergl. „Sommerabend“!). Aus den Gedichten spricht lyrische Begabung, nur muß sie gepflegt werden und so allmählich zu größerer Reife kommen. Vor allem hüte sich der Verfasser vor geiziger Ausdrucksweise, die ihn in Künstelei und leeren Wortkram hineingwingt. Johannes Dziubiella

Zum 50. Geburtstage Gustav Kohnes.

Gustav Kohne, der ehrlich führende Schilderer norddeutschen Landlebens, ist am 19. Dezember 50 Jahre alt geworden. Seine hanöverschen, vielfach in der Lüneburger Heide wurzelnden Romane „Ehrhart Aufenberg“, „Der siebente Sohn“, „Elternbrook“, „Kurt Hajelhorsts Erbe“ (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) gestalten in starker Wirklichkeitsstreue aus breiterlebter Kenntnis dörflicher Natur und Rasse heraus das Innen- und Außenleben des gesunden Landmenschen. Sein Burenroman „Hooge Welt“ enthüllt mit weitaußgreifender Ideenfülle Deutschlands Zukunfts- und Aufstiegsweg im Bilde des Burenschicksals. Das deutsche Volk braucht heute Männer von Kohnes Art, die das Werk von Hermann Löns aus eigenem Vermögen vollständig und fruchtbar fortfestigen.

Preisausschreiben für plattdeutsche Geschichten.

Das Novemberheft des „Eekbom“ (Richard Hermes Verlag, Hamburg 37) veröffentlicht ein Preisausschreiben für plattdeutsche Kurzgeschichten. Einfunden an Albrecht Janssen, Homburg 19, Eppendorfer Weg 111. Nähere Be-
stimmungen siehe „Eekbom“.

Das sozialpädagogische Institut Hamburg tritt Ostern 1922 in das 5. Jahr seiner Arbeit. Nach der Anerkennung als staatlich Wohlfahrtschule im Januar 1921 haben in zwei Prüfungen 86 Schülerinnen ihr Staatszeugniss als Wohlfahrtspflegerinnen bestanden. Vor Ostern 1922 werden wiederum ungefähr 40 Schülerinnen den zweijährigen Lehrgang ihrer Ausbildung durch die Staatsprüfung abschließen und dann in die praktische Berufsarbeite eintreten. Die Berufsaus-
sichten sind namentlich auf dem Gebiete der Gesundheitsfürsorge sehr günstig. Jede nähere Auskunft gibt der Prospekt, der gegen Einsendung des Portos von der Geschäftsstelle Moorweidenstraße 24 zu erhalten ist. Näheres über die neuen Ausbildungsgänge siehe auch im An-
zeigeteil dieses Heftes.

Dieses Heft enthält Beilagen vom Sibyllen-Verlag, Dresden und vom Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.: „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung“.

Wir empfehlen diese Beilagen der Aufmerksamkeit unserer Leser.

*Atelier für
Kunstgeigenbau*

gegr.
1875

Willy Troßert Danzig
Geigenbauer Heiligengeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



FÜR
QUALITÄTS RAUCHER

Die Grenzboten

die älteste deutsche Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst
erscheint soeben im 81. Jahrgang.

Bedeutende und führende Männer des politischen Lebens und der
Wissenschaft sind ständige und gelegentliche Mitarbeiter.

Abonnementspreis (jede Woche ein Heft Großoctav)

vierteljährlich 26 Mark — Einzelheft 2,50 Mark.

Bestellungen bei jeder Buchhandlung Post oder direkt vom Verlag.

Ein vierwöchentliches Probeabonnement für 6,00 Mark

sowie kostenlose Probehefte stehen durch den

Verlag Abt. Grenzboten Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a
zur Verfügung.

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig
mit den Beilagen: Danziger Zollblatt und Statistische Mitteilungen.



Jeder, der sich über die
wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des
Freistaates Danzig und der Republik Polen
unterrichten will, **muss** die

**„Danziger Wirtschaftszeitung“
lesen.**

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezug durch die Post
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnnummer 2,50 M. d. W.

W.F.BURAÙ/DANZÍG

Langgasse 39 / Gegr. 1829 / Fernspr. 5686, 5687, 5688

Buchdruckerei

Werbeschriften / Kataloge

Ehrenurkunden

Bilderdrucke - Vierfarbendrucke

Bucheignerzeichen

Geschäfts- und Familiendrucksachen

Werkdruck

Druck von Wertpapieren

Buchbinderei Liniiererei





Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion

L. Murzynski

Inh. Wilhelm Troschke

DANZIG

Gr. Wohlwebergasse 6-8